bücher

Die schönsten

Liebesromane

30 Hommagen an die bewegendsten Bücher über das größte und traurigste aller Gefühle

edition bücher

ISBN 3–920071–22–0
© bücher. Das unabhängige Magazin zum Lesen
Artwork: Filippo Cirri
Satz: VVA Kommunikation GmbH
Druck & Bindung: VVA GmbH
Printed in Germany
www.buecher-magazin.de

Die schönsten Liebesromane

30 Geschichten über das schönste und traurigste der Gefühle. 30 Liebeserklärungen von Autoren unserer Zeit.

edition bücher

Inhalt

Kennenlernen
Konrad Lischka — *Das wunderliche Buch der Liebe* 11

Liebeserklärungen
Vasco Boenisch — *Gefährliche Liebschaften* 17
Esther Sambale — *Lucinde* 23
Maria Leconte — *Die Wahlverwandtschaften* 27
Christian Jürgens — *Prinzessin Brambilla* 33
Que Du Luu — *Der Glöckner von Notre-Dame* 37
André Mumot — *Jane Eyre* 41
Helmut Krausser — *Lehrjahre des Herzens* 47
Stefan Volk — *Anna Karenina* 51
Andrea Neuhaus — *Der Tod in Venedig* 55
Jens Poggenpohl — *Eine Liebe Swanns* 61
Peter Erik Hillenbach — *Kokain* 67
Eckhart Nickel — *Manche tun es nicht* 75
Susanne Mansfeld — *Schloss Gripsholm* 79
Walter Drechsel — *Afrika. Dunkel lockende Welt* 83
Sabine Franke — *Wiedersehen mit Brideshead* 87
Juli Zeh — *Schwarze Spiegel* 91
Bertina Henrichs — *Jules und Jim* 95
Ulrich Woelk — *Lolita* 101
Nils Minkmar — *Dshamilja* 105
Marcus Römer — *Maggie Cassidy* 109
Konrad Lischka — *Solaris* 115
Jan Drees — *Mein Name sei Gantenbein* 121
Joachim Bessing — *Julia, oder die Gemälde* 124
Uwe Lippik — *Die Liebe in den Zeiten der Cholera* 129
Thomas Lang — *Betty Blue* 135
Vito v. Eichborn — *Mexikanischer Tango* 139
Artur Becker — *Unkenrufe* 143

Nora Bossong	*Seide*	147
Herbert Grenzmer	*Gertrude und Claudius*	151
Alexa Hennig von Lange	*Und ich schüttelte einen Liebling*	155
Abschied	*Die Autorinnen und Autoren*	158
Johann Wolfgang von Goethe	*Lesebuch*	160

so unterschiedlich sind auch die Geschichten der 30 Romane, welche die Autoren des bücher-Magazins in diesem Buch der Liebe hier vorstellen: In seinem Roman „Lucinde“ etwa feiert Friedrich Schlegel die einzig wahre, die romantische Liebe mit solchen Worten: „Nur in der Antwort seines Du kann jedes Ich seine unendliche Einheit ganz fühlen.“ Da erinnert sich die große Friederike Mayröcker an ihren verstorbenen Lebenspartner Ernst Jandl, macht in „Und ich schüttelte einen Liebling“ die bedingungslose Liebe zweier Menschen spürbar, die miteinander erlebt und reflektiert haben. Wer dieses Buch gelesen hat, muss nicht nur an die Liebe eines Lebens glauben, er weiß auch, wie sie sich anfühlt. Und dann gibt es auch diese Geschichte, eines jener „ganzen Hefte Leiden“ Goethes: Tolstois Roman über den Niedergang der lebenshungrigen Anna Karenina, die sich in einen jungen Grafen verliebt, ihren Mann verlässt, ihren Sohn verliert, alles aufgibt für den Geliebten, für dieses Gefühl, das ihr sagt: Es ist richtig so, es wird gut. Doch als sie dann endlich zusammenleben, zwar geächtet von der Gesellschaft, aber eben doch zusammen, da ist dieses Gefühl auf einmal verschwunden. Sie haben alles aufgegeben und unendliches Leid gewonnen.

Aber warum ist das so? Warum kann die Liebe einfach so verschwinden oder sich in grausam-eisigen Hass verwandeln? Goethe, der Analytiker der Liebe, der in seinen „Wahlverwandtschaften“ die Liebe einem wissenschaftlichen Experiment gleich durchspielte, hat seine Antwort so gedichtet: „Heut ist mir alles herrlich; wenn’s nur bliebe! Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.“ Macht Liebe also blind? Ein wenig. Vielleicht setzt sie die Vernunft außer Kraft, vielleicht blendet ihre Intensität so sehr, dass manche Aspekte im Schatten verborgen bleiben.

Wer liebt, nimmt anders wahr. Es ist aber nicht der Geliebte, der diese Wahrnehmung trübt, es sind wir selbst, wie Goethe einmal seinem Sekretär Riemer darlegte, Menschen würden nicht das lieben, was der Geliebte sei, sondern das, was sie in ihm erkennen.

Eigentlich sei die Liebe also egozentrisch, das Objekt der Liebe sei unsere Vorstellung des Geliebten. Das ist es, was in Stanislaw Lems einziger Liebesgeschichte „Solaris“ eine Frau zweifeln lässt, als der Protagonist der Geschichte ihr seine Liebe gesteht: „Du weißt doch, dass ich dich liebe“, sagt er. Ihre Antwort: „Mich?“ In „Solaris“ reflektiert Lem Goethes Idee der egozentrischen Liebe. Lem fragt: Kann ein Mensch einen anderen überhaupt wirklich lieben, gar kennen? Schätzen, mögen, lieben wir einen Menschen oder nur das Bild von ihm in unserem Kopf? „Ich kenn dich nicht, ich kenn dich nicht, was willst du …?“, sagt am Anfang dieses Romans ein Freund des Protagonisten zu ihm, den er nach vielen Jahren wieder sieht. „Ich kenne dich nicht“ – dieser Satz klingt als Leitmotiv den gesamten Roman über nach. Der Held glaubt zu halluzinieren, wähnt sich gefangen in seinen Erinnerungen, immer wieder beschreibt er seine Wahrnehmung, beschreibt die Frau, in die er sich verliebt.

Die Liebe will sich mitteilen. Ob Briefe und Gedichte oder E-Mails und SMS: Liebende haben immer schon ihr Empfinden, ihr Bild des anderen, ihre Selbsterforschung niederschreiben müssen. Liebe ist „wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergötzt“, vergleicht Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Manchen Liebesroman hat sicher solch ein Kind geschrieben, dem Echo lauschend. Denn natürlich erzählen Dichter auch von sich. Friedrich Schlegel zum Beispiel, der in „Lucinde“ die Liebe als Glücksgemeinschaft beschreibt, der eine Frau feiert, die „vollkommene Freundin und zärtlichste Geliebte“ zugleich ist und in manchem Schlegels großer Liebe Dorothea Veit ähnelt.

Und natürlich schreiben Dichter nicht nur über sich. Sie wollen das Leben begreifen, also auch die Liebe. Warum sie das größte und traurigste der Gefühle ist, können sie nicht beantworten. Aber das Wie, das kann niemand besser beschreiben als ein Dichter. 30 solcher Bücher haben wir ausgesucht. Schriftsteller und bücher-Redakteure stellen sie in diesem Band vor. Das sind manchmal sehr persön-

liche Geschichten, immer aber Entdeckungen, Augenöffner, Blicke in die Seele. Und manchmal geben diese Geschichten einem auch einen Stich ins Herz. So muss es sein. Denn, wie Goethe in seinem Trauerspiel „Egmont“ Klärchen sagen lässt:

Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Essen, im November 2006

Choderlos de Laclos: Gefährliche Liebschaften

Zwei Teufel in Menschengestalt

von Vasco Boenisch

Frankreich im 18. Jahrhundert. Eine Frau und ein Mann aus den gehobensten Kreisen. Sie gebrauchen die geschmeidigsten Worte. Sie erwecken den glänzendsten Eindruck. Sie verfügen über die vortrefflichste Reputation. Sie sind: Teufel in Menschengestalt. „Man würde mich perfid nennen", schreibt die Marquise von Merteuil, „und dieses Wort hat mir immer Spaß gemacht; nach dem Worte ‚Grausame' ist es das süßeste Wort für das Ohr einer Frau." Worauf der Vicomte von Valmont ihr zugesteht: „Sie sind doch tausendmal schlechter als ich." Und dies, natürlich, nicht auf sich sitzen lässt. – Bereits nach zehn Seiten sind wir mittendrin in dem diabolischen Spiel dieser zwei distinguierten Ungeheuer. Versunken und hineingezogen, gefesselt und ergeben ihrer klugen, kühlen, hochkonzentrierten Machenschaften.

Zwischen Soupers und Puderquasten führen sie einen formvollendeten Wett- und Bettkampf um die wollüstigste Verführung, den durchtriebensten Betrug und die rücksichtsloseste Rache. Da sie ihr eigenes Dasein in der Beletage des Ancien Régime so langweilt, suchen sie Abwechslung in erotischen Abenteuern und strategischen Intrigen. Jeder Verrat verschafft ihnen Vergnügen. Prestige bringt, was Leiden schafft. Sie berauschen sich an ihrer Kälte. Und an den zerstörten Leben, die sie hinterlassen.

Liebe heißt dabei das Schachbrett, auf dem sie agieren. Bloß dass „Liebe" hier nur mehr ein schillernder Spielstein ist, eine rhetorische Waffe statt wahrhaftige Empfindung. Die Marquise von Merteuil ruft

den unwiderstehlichen Vicomte zu sich, mit dem sie nicht nur jene Lust am Leid anderer, sondern auch eine intime Liaison verbindet, um ihn mit einem besonders delikaten Auftrag zu betrauen. Er soll – für eine Nacht mit ihr – die „Rosenknospe" Cécile deflorieren, eine unbedarfte Klosterschülerin von gerade mal 15 Jahren, um so deren zukünftigen Ehemann zu demütigen, der seinerseits die Marquise einst sitzen ließ. Rache wird hier über Bande gespielt. Und der Marquise aktueller Liebhaber, der jugendliche Chevalier Danceny, der wiederum ein Auge auf Cécile geworfen hat, gerät gleich mit zum Spielball. „Es wäre eine Schande", resümiert die Marquise, „wenn wir nicht täten, was wir wollten, mit zwei Kindern!" Menschen sind nur mehr Mittel zum Nervenkitzel: „Haben wir unsere Absichten mit ihr erst einmal erreicht, so mag aus ihr werden, was immer kann."

Doch der Vicomte hat ruhmreichere Pläne. Ein Kind wie Cécile? Zu leichtes Spiel. Der Meistercharmeur will die gläubige, aufrichtig treue Gattin Frau von Tourvel erobern, Verkörperung der Tugend, zum Beweis seines Talents. „Ich werde diese Frau besitzen. Ich werde sie dem Manne wegnehmen, der sie profaniert, ja selbst dem Gotte, den sie anbetet, werde ich sie rauben. Welche Lust, abwechselnd Gegenstand und Besieger ihrer Gewissensbisse zu sein!" Und: der Mann, der sie doch nur fallen lässt. „Ich werde sie vorführen, wie sie ihre Pflichten und ihre Tugend vergisst, ihren Ruf opfert, um hinter dem Glücke nachzulaufen, mir zu gefallen. Bin ich erst bei diesem Triumph, dann werde ich zu meinen Rivalen sagen: ‚Sehet hier mein Werk und suchet im Jahrhundert eines, das ihm nachkommt!'"

So spinnen sich die Kabale und Triebe ein Netz, in das sich die zwei Protagonisten am Ende doch noch selbst verstricken. Wenn auch nicht, weil ihnen etwa ein handwerklicher Fehler unterliefe. Sondern weil sie schließlich doch von ihren wahren Gefühlen – der Liebe, des Stolzes, der Eifersucht – befallen, besiegt und zugrunde gerichtet werden. Gefährliche Liebschaften. Für alle Beteiligten.

Gebannt verfolgt man dieses subtile Ränkespiel, den rokokoschwülstigen Rausch der Sinne und deren Manipulation, die noch so viel mehr ist als nur ein skrupelloses Schurkenstück. Was Pierre Ambroise François Choderlos de Laclos 1782 am Vorabend der Französischen Revolution als Abrechnung mit der Verderbtheit der aristokratischen Klassen verfasste, ist nicht weniger als der größte, geschliffenste Briefroman der Weltliteratur. Unentwegt gehen hier die Billetts und Briefe hin und her, werden geschrieben und gestohlen, kopiert und diktiert, versteckt und umgeleitet. Jeder korrespondiert mit jedem, nur dass der Leser allein alles weiß: die Täuschungen von Merteuil und Valmont und wie sie sich das Vertrauen ihrer Opfer erschleichen. Mit sprachlicher Raffinesse variiert de Laclos Stil und Ausdruck der Adressaten und Absender. Und der Fall der Marquise und des Vicomtes gerät zur brillant beobachteten Psychoanalyse.

Hier treffen sich zwei intellektuelle Scharfschützen, die glauben, alles zu kontrollieren. Auch ihre eigenen Gefühle: „Wann haben Sie gesehen, dass ich von den Regeln abweiche, die ich mir vorgeschrieben habe?“, fragt die Marquise. „Ich habe sie geschaffen und kann sagen, dass ich mein eigenes Werk bin.“ Ihre Selbstachtung gewinnen sie nur aus dem Triumph über andere – und über einander. Psychologische Kriegstreiber auf dem Schlachtfeld der Liebe, die sich bezirzen und belauern, anstacheln und ausbooten. Die von „Feldzügen“ sprechen, wenn sie Verführung meinen, und für die es letztlich nur eine – selbstzerstörerische – Alternative geben kann: „Ihr Geliebter oder Ihr Feind.“ „Siegen oder untergehen.“

Wir werden Zeugen dieses faszinierenden Vernichtungskampfes mit feinstem Florett. Wir verzehren uns nach jeder Parade Riposte, jedem Stich. Wir vergöttern Merteuil und Valmont für ihr grausames Kalkül, ihre Gerissenheit. – Wer von sich sagen kann, ein moralischer Engel zu sein, lasse die Finger von diesem Buch. Alle anderen aber werden es verschlingen.

Über den Autor

Am 18. Oktober 1741 in Amiens geboren, schlägt der Aristokratensohn Pierre Ambroise François Choderlos de Laclos eine militärische Laufbahn ein. Nach der Ausbildung zum Artillerieoffizier wird er 1779 auf die Festungsinsel Aix vor Rochefort versetzt. Hier verfasst er den Briefroman „Gefährliche Liebschaften". 1782 zunächst anonym veröffentlicht. löst das Buch einen Skandal aus: Als unmoralisch und pornografisch bezeichnet, wird das Werk bis weit ins 19. Jahrhundert immer wieder verboten. Mit seinen politischen Traktaten erregt Laclos in der Folgezeit häufig Anstoß, doch einen Roman schreibt er nach „Gefährliche Liebschaften" nie mehr. Während der Französischen Revolution ergreift er die Partei der Jakobiner, wird 1793 inhaftiert, entgeht knapp der Guillotine und kommt 1794 frei. Als General schließt Laclos sich 1799 Napoleon an und stirbt während der Belagerung Tarents am 5. September 1803 am Fieber. Als Klassiker der französischen Literatur hat „Gefährliche Liebschaften" bislang Regiegrößen wie Roger Vadim (1959), Stephen Frears (1988), Milos Forman („Valmont", 1989) und Talente wie Roger Kumble („Eiskalte Engel", 1999) zu Verfilmungen gereizt.

Friedrich Schlegel: Lucinde

Die vollkommene Freundin ist die zärtlichste Geliebte

von Esther Sambale

Der junge Künstler Julius lebt die „Lehrjahre seiner Männlichkeit“ ausschweifend, zwischen goldenen Locken und nicht lange jungfräulichen Leibern, getrieben von der ungestillten Sehnsucht nach der einen, der großen Liebe. Er findet sie lange nicht, die Frauen erscheinen ihm „wunderbar fremd, oft ganz unbegreiflich und kaum wie Wesen seiner Gattung“, sein Leben leer, als eine „Masse von Bruchstücken ohne Zusammenhang“. Er denkt an Selbstmord. Doch dann trifft Julius die junge Malerin Lucinde. Und ist verzaubert. Von Lucindes Feueraugen, ihren schwarzen Locken und dieser „wunderbaren Gleichheit“, die ihn in ihre Nähe zieht. Sie ist eine eigenständige Frau, lebt in einer „selbstgedachten und selbstgebildeten“ Welt. Für Julius ist sie „die beste Gesellschaft, eine vollkommene Freundin und zärtlichste Geliebte“ zugleich. Das ist die wahre, romantische Liebe. Schlegel beschreibt sie in „Lucinde“, einer der ersten romantischen Liebesgeschichten überhaupt, einer der schönsten auf jeden Fall.

Begriffen haben das die ersten Leser nicht. Als „Lucinde“ 1799 erschien, spekulierte die literarische Öffentlichkeit vor allem über den autobiografischen Hintergrund, über Schlegels wilde Ehe mit der verheirateten Dorothea Veit. Dass Liebe, Sex und tiefe Freundschaft eine Ehe ausmachen, dass beide Partner gleichgestellt sind – das war undenkbar, im Leben und in der Literatur. Die Ehe war damals ein Zweckbündnis, hielt aus Verpflichtung. Lucinde und Julius hingegen kultivieren sie als Glücksgemeinschaft: „Ich kann nicht mehr sa-

gen, meine Liebe oder deine Liebe; beide sind sich gleich und vollkommen eins, so viel Liebe als Gegenliebe. Es ist Ehe, ewige Einheit und Verbindung unsrer Geister (…) für unser ganzes ewiges Sein und Leben."

Wegen solcher Ideen galt „Lucinde" 1799 als schamloses Skandalbuch. Natürlich wollte Schlegel gegen „das Laster der Prüderie" anschreiben, wie er sagte. Aber das Gegenteil der Prüderie ist eben nicht Obszönität, wie Schlegels erste Kritiker glaubten, sondern die zärtliche, leidenschaftliche, erotische Liebe, von der „Lucinde" erzählt. Julius erlebt sie mit seiner Seelenverwandten: „Wenn er sie im Zauberschein einer milden Dämmerung hingegossen sah, konnte er nicht aufhören, die schwellenden Umrisse schmeichelnd zu berühren und durch die zarte Hülle der ebnen Haut die warmen Ströme des feinsten Lebens zu fühlen." Darf man das? „Wie kann man schreiben wollen, was kaum zu sagen erlaubt ist, was man nur fühlen sollte?" Mit dieser Frage haderte Schlegel. Und beantwortete sie so: „Fühlt man es, so muss man es sagen wollen, und was man sagen will, darf man auch schreiben können." Weil Schlegel das getan hat, ist „Lucinde" auch heute ein Roman von ungeheurer Modernität. Und Schönheit. Wie Julius und Lucinde zu lieben war und ist die größte Sehnsucht der Menschen. Von ihr zehren all die Fernsehshows, Filme und Heftromane. Nur verwechseln sie das Gefühl der romantischen Liebe mit Accessoires wie roten Rosen und Kerzenlicht. Da ist Schlegels „Lucinde" ein wunderbarer Wegweiser, wo wir die wahre, die romantische Liebe finden können: „Nur in der Antwort seines Du kann jedes Ich seine unendliche Einheit ganz fühlen."

Über den Autor

Friedrich Schlegel wird 1772 als Sohn eines Theologen in Hannover geboren. Eine Kaufmannslehre bricht er ab, studierte Jura, Mathematik, Philosophie, Medizin und Klassische Philologie. Auch das Studium beendet er vorzeitig, arbeitet als Schriftsteller, lebt in Berlin, gehört zum literarischen Establishment, gründet 1798 die Zeitschrift „Athenäum". „Lucinde" (1799) ist sein einziger Roman. 1829 stirbt Schlegel in Dresden, vermutlich an einem Schlaganfall. Heute zählt er zu den wichtigsten Vertretern der Frühromantik.

Goethes Reigen

von Maria Leconte

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts befindet sich Johann Wolfgang von Goethe in einer schwierigen Phase. Sein letzter großer Erfolg, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, liegt schon einige Zeit zurück. Friedrich Schiller, dieser stürmische junge Dichter, dem der alte Goethe anfangs mit Misstrauen begegnet war, bevor sich eine tiefe Freundschaft der beiden Ungleichen entwickelte, erliegt 1805 einer Lungenentzündung, einer durch Tuberkulose hervorgegangenen typischen Todesart dieser Zeit. Goethe, der mittlerweile weit über 50 Jahre alte elder statesman der deutschen Literatur, flüchtet sich in Affären mit jungen Mädchen – mal wieder. 1807 bändelt er mit der 18-jährigen Minna Herzlieb aus Jena an, kurz darauf kommt es zu einer Liaison mit der ebenfalls 18 Jahre alten Christiane Friederike Wilhelmine Frommann. Und beruflich? Den ersten Teil des „Faust“ beendet er 1806 nur mit Mühe und Not; seine 1809 abgeschlossene „Farbenlehre“ erregt kaum das Interesse eines breiteren Publikums. Kurzum: Goethe, der so gerne ein Universalgenie sein will, pflegt seine „schwarze Seite“, wie er den ihm eigenen Pessimismus nennt.

Doch im gleichen Jahr, 1809, scheint für Goethe auch wieder die Sonne: „Die Wahlverwandtschaften“, 1808 als Novelle in Angriff genommen, erscheint als zweibändiger Roman – und wird ein Bestseller. Von einigen Kritikern nach Erscheinen als „frivol“ gebrandmarkt, ist Goethe mit diesem seinem letzten Roman ein Glanzstück gelungen. „Die Wahlverwandtschaften“ ist nicht nur ein anrührender, tragischer Liebesroman. Das Buch ist auch einer der ersten Thesenromane, ist auch der erste psychologisch ausgefeilte Ehe- und

Vorwort von Konrad Lischka

Das wunderliche Buch der Liebe

Glück, das ist für zwei Drittel der Deutschen die Liebe. Die große, die romantische, die erfüllte Liebe. Oder, wie es heute in Umfragen heißt: eine funktionierende Partnerschaft. Fast jeder zweite Deutsche ohne Partner fühlt sich einsam und leidet darunter. Meinungsforscher beobachten eine neue Sehnsucht nach dem wohl größten der Gefühle. Aber sie entdecken zugleich auch das: All die Sehnenden sind nicht so recht überzeugt, dass es gibt, was sie da begehren: Weniger als die Hälfte der Deutschen glaubt an die ewige Liebe, zwei Drittel der Befragten kennen Menschen, die an eine Trennung denken. All die Umfragen sagen uns mit viel Aufwand etwas, das Goethe in diesen wenigen Zeilen im „West-östlichen Divan" erfasste:

Wunderlichstes Buch der Bücher ist das Buch der Liebe!
Aufmerksam hab' ich's gelesen:
wenig Blätter Freuden,
ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.

Wiedersehn! ein klein Kapitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers,
mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.

„Wenig Blätter Freuden, ganze Hefte Leiden" – so verschieden, aber immer heftig ist es also, das größte und traurigste der Gefühle. Und

Problemroman und darüber hinaus einer der ersten erotischen Romane der Weltliteratur. Das sehen wir heute. Doch in den Augen der meisten Zeitgenossen Goethes sind „Die Wahlverwandtschaften" vor allem ein unterhaltsamer, wenn auch kühner Beziehungsroman.

Eduard und Charlotte leben glücklich verheiratet in einem kleinen Landschloss. Sie lieben sich seit Jugendtagen, mussten jedoch zunächst auf Betreiben ihrer Eltern finanziell attraktive Ehen mit anderen, älteren Ausgewählten eingehen. Die sind nun tot und Eduard und Charlotte endlich vereint; sie pflegt den Park, er gibt sich Müßiggang und Kontemplation hin. Das könnte lange Zeit so weitergehen, aber Menschen kommen dazwischen – die Wahlverwandtschaften. Zuerst ist es Hauptmann Otto, ein Landvermesser, ein Allroundtalent, dem es an Beschäftigung mangelt. Eduard lädt Otto deshalb ein, einige Zeit auf dem Schloss zu verbringen. Der Einladung freilich ist eine kleine Auseinandersetzung mit Charlotte vorausgegangen, die befürchtet hatte, der Hauptmann würde den ehelichen Frieden stören. Schließlich willigt sie ein, setzt aber gleichzeitig durch, dass ihre Pflegetochter ebenfalls aus einem engen Mädchenpensionat hinüberzieht aufs Landgut. Wohlgemerkt: Der Hauptmann ist stattlich, Ottilie – kaum dem Mädchenalter entwachsen – hübsch.

Und so kommt, was die Leser ahnen: Eduard erfasst eine sinnliche Zuneigung zu Ottilie, Hauptmann Otto und Charlotte fühlen sich zueinander hingezogen. Letztere wollen ihrem Begehren allerdings nicht nachgeben. Ganz im Gegenteil zu Eduard. Eines Nachts wankt er lusttrunken durchs Schloss, auf dem Weg zu Ottilie. Baselig wie er ist, landet er hingegen im Bett seiner eigenen Frau Charlotte. Sie lieben sich, obgleich Eduard denkt, Ottilie wäre die Empfängerin seiner Leidenschaft. Und Charlotte glaubt, sich dem Hauptmann hinzugeben. Otto und Charlotte haben sich mit ihrer gegenseitigen Entsagung abgefunden, Eduard aber will nicht auf Ottilie verzichten. Ottilie und Otto reisen ab; die Situation ist unhaltbar geworden. Wirr

vor Verliebtheit zieht Eduard in den Krieg. Als er zurückkehrt, ist Charlotte von ihrer Liebesnacht mit ihm schwanger; indes ähnelt ihr bald geborenes Kind mehr Ottilie und Otto – ein Schabernack Goethes. Das Neugeborene wird von Ottilie umsorgt, Eduard aber hat seine Hoffnungen auf das junge Mädchen noch nicht begraben. Eines Nachts umgarnt er sie so heftig, dass sie mit dem Kind in ein Boot steigt, um sich über den See in Sicherheit zu bringen. Das Boot kentert, das Kind ertrinkt, Ottilie gibt sich die Schuld. Sie spricht und isst nicht mehr, bis sie endlich an Auszehrung stirbt. Eduard wird wahnsinnig und stirbt später ebenfalls. C'est ça.

„Der Reigen" hätte sich als Titel ebenfalls angeboten, aber „Wahlverwandtschaften" gehörten zur Mode der Zeit, seit der schwedische Chemiker Torben Bergmann im Jahre 1775 eine Studie „Von den Wahlverwandtschaften" veröffentlicht hatte und das allgemeine Interesse an den Naturwissenschaften sprunghaft gestiegen war. Goethe hat einen der schönsten und tragischsten Liebesromane geschrieben. Charlottes und Ottos flammende und dabei doch gleichzeitig so disziplinierte Zuneigung zueinander berührt das Herz; Ottilies sehnsuchtsvolle Unschuld rührt zu Tränen und selbst der ungestüme, scheinbar unmoralische und manchmal trottelig wirkende Eduard vermag es, Sympathien, ja Mitleid zu erwecken. Goethe hat seine Figuren großartig gezeichnet.

Es ging dem damals 60-Jährigen aber auch um ein Experiment, in dem er die Naturwissenschaften mit der Literatur vereint: „Die Wahlverwandtschaften" sind eine menschliche Versuchsanordnung, in der Goethe zeigen will, wie weit der Mensch frei in seinem Handeln ist beziehungsweise, wie sehr ein gesellschaftlicher Kodex das Handeln bestimmt. Goethes Formel: A und B sind miteinander verwandte Stoffe. Nun tritt Stoff C auf den Plan. Ist C stärker zu A oder B hingezogen, entsteht eine neue Verbindung. Einer der Stoffe bleibt am Ende auf der Strecke. Goethes Eduard ist von der Übertragungsmöglichkeit dieses Experiments auf menschliche Bande, von

der Möglichkeit, dass sich A oder B voneinander lossagen und zu C überwechseln, überzeugt. Goethe lässt ihn in einer seltsamen Anwandlung von moralischem Eifer allerdings gegen die Wand fahren. Er beweist – zumindest literarisch –, dass das jeweils vorherrschende gesellschaftliche Klima eine stärkere Kraft ausübt, A und B also keine Chance auf Auflösung ihrer Verbindung, ihrer Ehe haben.

Liest man „Die Wahlverwandtschaften" als Thesenroman, fällt die Parallele zu Michel Houellebecqs „Elementarteilchen" auf. Houellebecq folgt – wenn auch unbewusst – der von Goethe ausgelegten Fährte: Die Antihelden der „Elementarteilchen" Michel und Bruno können sich ebenfalls nicht frei entwickeln. Sie sind von ihrer lustbesessenen Mutter, von der Sexualmoral der 68er fürs Leben versaut worden. So Houellebecqs These. Kein Wunder, dass sie sich zu verantwortungslosen, abstoßenden Menschen entwickeln mussten. An dieser Parallele erkennt man: Goethe hat mit den „Wahlverwandtschaften" nicht nur ein neues Jahrhundert eingeläutet (das der Naturwissenschaften), sondern auch die Tür zur Moderne aufgestoßen. Und dabei einen der schönsten und tragischsten Liebesromane überhaupt geschrieben.

Über den Autor

Johann Wolfgang von Goethe, geboren am 28. August 1749 in Frankfurt am Main, gilt als prominentester Vertreter der „Weimarer Klassik“. Er betätigt sich aber auch als Anwalt, Wissenschaftler, Theaterleiter und Politiker im Fürstentum Sachsen-Weimar. Dort wird ihm 1782 von Herzog Karl-August das adelige „von“ verliehen. Mehrere Italien-Reisen und eine intensive Beschäftigung mit dem Orient („West-östlicher Divan“) bezeugen sein Streben nach universeller Genialität. Zu seinen bekanntesten Werken zählen „Faust“ 1 und 2, „Die Leiden des jungen Werthers“ und „Iphigenie auf Tauris“. Goethe stirbt am 22. März 1832 in Weimar an den Folgen einer Lungenentzündung.

E.T.A. Hoffmann: Prinzessin Brambilla

Das große Ja

von Christian Jürgens

„Wem diese wunderliche Schöne den Kopf nicht schwindlicht macht, der hat gar keinen.“ Befand Heinrich Heine über die „Prinzessin Brambilla“. Und stand lange sehr allein mit seiner Meinung. Goethe mochte den wilden Herrn Kammergerichtsrat E.T.A. Hoffmann (1776–1822) überhaupt nicht, und der eher nüchterne Hegel meinte gar, hier werde der „Krankheit des Geistes das Wort geredet“.

In der Tat ist Hoffmanns „Prinzessin Brambilla“ ein besonders tollkühnes Kabinettstückchen. „Nichts ist langweiliger, als festgewurzelt in den Boden jedem Blick, jedem Wort Rede stehen zu müssen“, ruft die schöne Prinzessin bei einem ihrer tollen Tänze aus, und man könnte meinen, das sei Hoffmanns poetisches Programm. Er nennt seinen Text ein Capriccio, nach der musikalischen Form, die den bewussten Regelbruch bezeichnet. Capriccio kommt übrigens von „Capricciare“, dem Haarsträuben, und auch das ist Programm. „Prinzessin Brambilla“, das ist eine turbulente Liebesgeschichte in den Wirren des römischen Karnevals, mit Kostümen, Märchenfiguren und Mythen, mit Schauspielern, die aus Papier gebastelt sind, Tänzern und Gauklern. Sicher ist hier nur, dass die Welt Kopf steht. Aber der Reihe nach.

Zu Beginn des Karnevals näht die hübsche Schneiderin Giacinta an einem Kleid für eine Prinzessin. Als sie es anprobiert, schlüpft sie auch in die Rolle der Prinzessin. Ihr Liebhaber Giglio ist ein höchst unbegabter, aber dennoch zutiefst eitler Tragödiendarsteller am Schauspiel, der nun in der Commedia dell’Arte einen Prinzen mimen

soll, was ihn zutiefst bekümmert, weil er zwar das Pathos liebt, nicht aber die Pointen. In den Turbulenzen des Karnevals verlieben die beiden sich über Kreuz in die Bilder, die sie sich voneinander machen, ohne sich selbst freilich in diesen Bildern zu erkennen. Giglio jagt der Prinzessin Brambilla hinterher, und Giacinta verzehrt sich nach dem Prinzen Chiapperi. So lieben sie nicht einander, sondern nur die Projektionen, die sie sich vom andern machen: die Liebe als ein Spiel der gegenseitigen Verkennung. Der andere ist ein Traumbild, das von den eigenen Wünschen gemalt wird. Und überhaupt ist es so in diesem Zauberbuch: Sobald man etwas wünscht oder davon träumt, ist es schon da.

Doch unterhalb des virtuosen Feuerwerks an Komik, das Hoffmann in der „Prinzessin Brambilla" abfackelt, bewegt ihn eine sehr ernste Frage: Es ist die nach der Endlichkeit und der Einheit des Subjekts. Denn sie alle, die da durch den Karneval treiben und sich im Spiel der Masken verlieren, sie leiden am „chronischen Dualismus" und sind auf der Suche nach dem „wahrhaftigen Ich". Das ist ein Motiv, das Hoffmanns ganze Dichtung durchzieht: Es gibt kein mit sich selbst identisches Ich, vielmehr entsteht jede Identität immer nur flüchtig aus den Bildern und Geschichten, die man von sich macht und die vor allem andere sich von einem machen. Nur wer in den Spiegel sieht, weiß, wie er aussieht. In früheren Erzählungen E.T.A. Hoffmanns hat dieser „chronische Dualismus" viele seiner Figuren in den Wahnsinn getrieben. In der „Brambilla" ist das anders: An einer Stelle brechen alle Figuren in ein großes Lachen aus. Nicht, weil der Dualismus und die eigene Endlichkeit überwunden wären, sondern weil plötzlich klar wird, das alles gar nicht schlimm ist. Und so lacht Hoffmann in der „Prinzessin Brambilla" – über alles. Nur weil man sterben muss, kann das Leben schön sein. Und wenn der Himmel schon leer ist, sollte man auf Erden wenigstens tanzen. Es gibt für uns halt nur eine Welt. Wie sollte man mit ihr nicht die Affäre seines Lebens haben?

Natürlich kriegen Giglio und Giacinta einander am Ende. Aber es ist Hoffmanns böse Pointe, dass sie sich nicht in der „Realität“ kriegen, sondern als Figuren in einem Theaterstück, in dem sie beide mitspielen. Ob es ein Happy End ist? Klar, denn es gibt keine Liebe ohne Rollenspiele, Verstellung und Texte, die man im richtigen Moment aufsagen muss. Es ist halt immer ein Theater mit der Liebe. Aber man kann ja drüber lachen. Und wenn man das gemeinsam macht, ist es richtig schön.

Über den Autor

Am 24. Januar 1776 als Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann in Königsberg geboren, macht die Literaturbegeisterung zu Zeiten von Sturm und Drang auch vor dem Advokatensohn nicht halt. Während seiner Juristenausbildung schreibt, musiziert und zeichnet er. Hoffmann entscheidet sich für die Künstlerlaufbahn und ändert in Bewunderung für Wolfgang Amadeus Mozart seinen dritten Vornamen in Amadeus. Zwar kehrt er in den Staatsdienst zurück, hat sich jedoch durch Veröffentlichungen in Zeitungen bereits einen Namen als Autor gemacht. Seine Vielseitigkeit beweist er mit dem Erzählband „Fantasiestücke“ (1814), der Oper „Undine“ (1814) und dem Roman „Die Elixiere des Teufels“ (1815). Der Sammelband „Nachtstücke“ (1817) mit Hoffmanns bekanntester Erzählung „Der Sandmann“ macht ihn in der Wahrnehmung zu DEM Vertreter der Romantik. Eine Verletzung seiner Pflichten als Kammergerichtsrat wird im zum Verhängnis: In „Meister Floh“ (1822) macht er sich über einen Ministerialdirektor lustig. Offensichtlich stützt er sich dabei aber auf nicht veröffentlichte Inhalte einer Prozessakte. Hoffmann wird der Prozess gemacht, im Verlauf des Verfahrens stirbt er an einer Krankheit, die ihn zusehends lähmt, am 25. Juni 1822 in Berlin.

Victor Hugo: Der Glöckner von Notre-Dame

Nur schön muss man sein

von Que Du Luu

„Wie muss man denn beschaffen sein, um Ihnen zu gefallen?“ Esmeralda sagt: „Er muss Mann sein.“ Was aber meint sie damit? Wen meint sie damit? Jedenfalls nicht den Glöckner Quasimodo, der aussieht wie auseinandergebrochen und schlecht wieder zusammengefügt. Der so aussieht, wie er heißt: das Ungefähr.

Als dieser Missgestaltete aber eines Tages gefesselt am Pranger steht und mit staubtrockener Kehle „Zu trinken!“ schreit, bahnt sich Esmeralda einen Weg durch die Meute. Sie hält ihm eine Flasche an den Mund und flößt ihm Wasser ein. Der Bucklige ist erstaunt, und man sieht, wie eine dicke Träne über sein hässliches Gesicht läuft. Es ist die erste Träne, die er in seinem Leben vergießt. Und es ist das erste Mal, dass er sein Herz an eine Frau verliert (vorher hatte er nur zärtliche Gefühle für die große Glocke „Marie“ gehegt). Auch Quasimodos Ziehvater, der Priester Claude Frollo, kann Esmeraldas Liebreiz nicht entgehen. Ihr Anblick bringt sein Blut zum Kochen, und eine unbesiegbare Krankheit bricht in ihm aus: die leidenschaftliche Liebe. Aber ist denn Claude Frollo richtig beschaffen? Nein.

Kahlköpfig ist er, hager mit einer seltsam düsteren Ausstrahlung. Frollo fädelt eine Verurteilung Esmeraldas ein. Als sie im Kerker sitzt und auf den Galgen wartet, sucht er sie auf. Sie soll barmherzig sein, sie soll ihn lieben, er will sie retten. Sie nennt ihn „Ungeheuer“ und weist ihn ab. Kurz bevor sie gehängt werden kann, greift sich jedoch Quasimodo die anmutige Esmeralda, drückt sie an sich wie eine Mutter ihr Kind und bringt sie in die Kirche. Ein Kirchturm ist von

nun an Esmeraldas Zufluchtsstätte. Der Bucklige bringt ihr Kleidung, Essen und Blumen in zwei unterschiedlichen Vasen. Die eine ist aus schönem Kristall, aber gesprungen. Sie hält kein Wasser, und die Blumen darin sind verwelkt. Die andere Vase ist nur ein hässlicher Topf aus Steingut, aber intakt. Sie bewahrt das Wasser, und die Blumen bleiben frisch. Quasimodo spielt damit auf den Unterschied zwischen sich selbst und Esmeraldas Schwarm an, den smarten Hauptmann Phoebus. Esmeralda entscheidet sich aber für die schöne, nutzlose Vase und somit für den schillernden Phoebus, den Prahlhans, Opportunisten, Frauenhelden, der nicht für die Liebe taugt. Während der Priester weiter vor Eifersucht rast, Quasimodo sich weiter nach Zuneigung sehnt, sich um Esmeralda bemüht, klammert sie sich an ihre hoffnungslose Liebe zum Charmeur Phoebus.

So nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Esmeralda, Quasimodo, Frollo – keiner überlebt dieses Aufeinanderprallen der Leidenschaften. Tiefe. Sie leiden alle, sie quälen einander aus Liebe und finden den Frieden erst im Tod. Dieses Meisterwerk Hugos wird man sein Leben lang nicht vergessen. Der Roman zeigt alle Facetten der Liebe – in ihrer Extremform: Wollust, Eifersucht, das Sehnen nach Zärtlichkeit, den Schmerz der Verschmähten. Und wie muss man nun beschaffen sein? Quasimodo gibt eine schlichte und zutiefst beunruhigende Antwort auf die alles entscheidende Frage der Liebe. Sie lautet: „Nur schön muss man sein!“

Über den Autor

Victor Hugo wird am 26. Februar 1802 in Besançon geboren. Mit 14 beginnt er zu schreiben, mit 20 wird ihm für seinen ersten Gedichtband eine lebenslange königliche Pension verliehen. Mit „Der Glöckner von Notre-Dame“ gelingt Hugo 1831 der Durchbruch als Romanschriftsteller. Hugo engagiert sich von 1848 an immer stärker politisch: erst für die aufständischen Arbeiter (deren Leid er später in seinem monumentalen Roman „Die Elenden“ thematisiert), dann für die Konservativen, dann für Louis-Napoléon Bonaparte, dessen Staatsstreich er aber heftig kritisiert. Hugo muss 1852 ins Exil auf die Kanalinsel Jersey gehen, kehrt erst 1871 zurück nach Paris. Hugo stirbt am 22. Mai 1885 in Paris.

Charlotte Brontë: Jane Eyre

Wie eine Realistin liebt

von André Mumot

Frauenfantasien? Am Ende liegt der Mann am Boden. Halb blind ist er und noch dazu verstümmelt. Eine Feuersbrunst hat nicht nur seinen Herrensitz verwüstet, sondern auch sein männliches Ego. Jane Eyre aber, die jetzt am längeren Hebel sitzt, richtet ihn sehr patent wieder auf. In einem großen, furchtbar ergreifenden Dialog, einem Liebesduett ohne Vergleich, fallen Sätze, die man nicht erwartet hätte: „Bin ich hässlich, Jane?" – „Sehr, Sir. Aber das waren Sie ja schon immer."

Es ist so eine Sache mit den großen Liebesromanen des 19. Jahrhunderts. Und vor allem mit ihren Heldinnen. Eigentlich bleiben ihnen nur zwei verhängnisvolle Fallen: die jungfräuliche Schwärmerei oder der Schritt vom Wege. Diese Anna Kareninas und Effie Briests und all die ehebrecherischen Madame Bovarys sind ja nicht viel mehr als warnende Beispiele. Allzu gefühlvolle Damen, die von strammen Kerlen in Uniform und von dem, was sie für Liebe halten, unter den nächstbesten Zug getrieben werden. In England aber, wo in jenen Tagen die klügsten Schriftsteller Frauen gewesen sind, ging es etwas anders zu (wenigstens im unbegrenzten Experimentierfeld der Romane). Charlotte Brontë, die älteste der berühmten Brontë-Schwestern, ist hierfür das Paradebeispiel. Während ihre Schwester Emily 1847 mit „Wuthering Heights" ein Buch schreibt, in dem es sexuell ziemlich kribbelt und die Liebenden schaurig durch die Heide geistern, veröffentlicht die bodenständige Charlotte zur gleichen Zeit ein Gegenbild. Ihre wenig attraktive Jane Eyre ist als Liebesroman-Heldin denkbar ungeeignet. Denn sie gerät

nicht leicht ins Schwärmen, und erotischer Kontrollverlust liegt ihr ebenso fern wie mädchenhafte Anmut. Jane Eyre ist etwas ganz Besonderes: Jane Eyre ist Realistin.

Als 18-jährige Gouvernante kommt sie auf Thornfield Hall an, eines dieser wunderbaren, unheimlichen Häuser aus dem Schauerroman. Und inmitten all der verunsichernden Bewährungsproben, die hier auf sie warten, muss sie sich beim Leser immer wieder dafür entschuldigen, dass sie sich keine Illusionen macht über sich selbst, über die Männer und die Kindeserziehung, dass sie – oh je! – so gar keine romantische Natur ist. Futter für Feministinnen? Frauenselbstfindungskram von vorgestern? Man ärgert sich, dass man das Buch heute immer noch so lesen muss. Angesichts aktueller Sachbuchcharts klingen Jane Eyres Worte leider nach wie vor, als würden sie auf aktuelle Debatten antworten: „Es ist borniert", sagt sie sehr sachlich über diejenigen, die fordern „die Frauen mögen sich doch bitte sehr aufs Puddingkochen und Strümpfestricken beschränken, aufs Klavierspielen und aufs Taschenbesticken. Es ist hirnlos, über sie herzuziehen oder sie auszulachen, wenn sie mehr tun und lernen wollen, als Tradition und Sitte ihrem Geschlecht zuzubilligen für nötig erachten."

Eigentlich fällt der notorisch missmutige Hausherr von Thornfield Hall, Edward Rochester, dieser so herb selbstbewussten Jane schon bei ihrer ersten Begegnung zu Füßen. Vorher allerdings vom Pferd. Und selbstverständlich richtet sie ihn schon hier ganz unsentimental wieder auf. Was folgt, sind einige hinreißende Hundert Seiten, voller spitzer, intelligenter Dialoge, wie sie heute gar nicht mehr geschrieben werden. Nein, Jane Eyre ist keine Feministin, und der gallige Rochester kein dummer Chauvinist. Kurioserweise sind beide weit darüber hinaus. Sie sind angenehm schroff zueinander, sie stacheln sich gegenseitig mit ihrer Halsstarrigkeit und mit ihrer schlechten Laune an und bewegen sich gerade damit über alle Konventionen hinweg. Sie sind – trotz ihrer unterschiedlichen gesellschaftlichen Stellung – einander gleichwertig.

Diese herzerfrischende, provokante Vernünftigkeit des Romans sticht vielleicht gerade deshalb so ins Auge, weil Charlotte Brontë nicht auf das verzichtet, was die Leser von ihr erwarteten. Das große Glück aller echter Romanenthusiasten: „Jane Eyre“ ist ein viktorianischer Schmöker, der sich nicht zu fein ist für wehende Vorhänge und unheimliches Lachen im Korridor. (Die sprichwörtliche Leiche ist allerdings nicht im Keller, sondern im Dachgeschoss versteckt.) Und auch der Liebeshoffnung steht viel Seifenopernhaftes im Wege: Tränen, heimlicher Abschied, Flucht und falsche Verlobung. Dass all das aber so durch und durch herzzerreißend ist, so erhaben über alle triefenden Klischees, so viel romantischer und anrührender, als man es bis heute gewohnt ist, liegt daran, dass Jane Eyre und Rochester ihre Abgeklärtheit und Vernunft nicht verlieren. Deshalb ist es das schönstmögliche Happy End, wenn der hart geprüfte Rochester zwischen den verkohlten Mauern von Thornfield Hall hockt und schließlich sagt: „Miss Eyre, ich wiederhole: Sie dürfen mich verlassen. Warum bleiben Sie so bockig auf meinem Knie sitzen, wo ich Sie doch in aller Form auffordere zu gehen?“ Und die Realistin ihm antwortet: „Weil ich’s hier ganz gemütlich finde.“

Über die Autorin

Am 21. April 1816 kommt Charlotte Brontë als Tochter eines Pfarrers in Thornton, Yorkshire, zur Welt. Schon als Kind beginnt sie mit ihren drei jüngeren Geschwistern Patrick Branwell, Emily Jane und Anne, kleine Erzählungen in handschriftlichen Heftchen festzuhalten. Für kurze Zeit arbeitet Brontë als Lehrerin und als Gouvernante. 1842 verfasst sie ihren ersten Roman, „Der Professor“, der jedoch erst nach ihrem Tod veröffentlicht wird. Unter den männlichen Decknamen Currer (Charlotte), Ellis (Emily) und Acton (Anne) Bell erscheint 1846 ein gemeinsamer Gedichtband der Brontë-Schwestern. Ihr Pseudonym ziert ebenfalls den Titel des Romans, der Charlotte Brontë 1847 schließlich zum literarischen Durchbruch verhilft und der heute zu den Klassikern der englischen Literatur zählt: Mit „Jane Eyre“ erschafft Brontë eine starke, unkonventionelle Heldin. Die Romane „Shirley“ (1849) und „Villette“ (1853) folgen. Charlotte Brontë überlebt ihre jüngeren Geschwister und stirbt am 31. März 1855 in Haworth, Yorkshire, wahrscheinlich an Tuberkulose.

Gustave Flaubert: Lehrjahre des Herzens

Ein Gott namens Flaubert

von Helmut Krausser

Eine befreundete Romanistin klagte neulich, dass sie Flauberts „Lehrjahre des Herzens“ als Seminarstoff angeboten habe und gefragt worden sei, warum man ein Buch lesen solle, dessen Pointe (Wie bitte? Pointe?) nach 580 Seiten darin bestehe, dass man eben doch nicht ins Bordell gegangen sei. Ich reagierte, als hätte man mich persönlich beleidigt – tatsächlich war ich stundenlang deprimiert. Und was hätte ich diesen Studenten geantwortet? Was ihr dem geringsten meiner Lieblingsbücher antut, tut ihr mir an? Nö. Ich mach euch doch nicht den ästhetischen Haustürvertreter, den pädagogischen Argumentenhändler. Ich bin euer Professor, hätte ich gesagt, ihr Ahnungslosen lest, was ich euch befehle, seid dankbar und basta, sonst null Punkte! Warum mit Überredungsgesäusel Zeit verlieren? Zeit verlieren kann man mit der Lektüre dieses Buches so viel schöner.

Wirklich: Warum sollte, wenn man im Leben nur drei Bücher liest, unbedingt jenes darunter sein, bevorzugt in der superben Übersetzung von Ich-weiß-es-nicht-hundertprozentig, und das ärgert und erfüllt mich zugleich.

Große Liebesromane können vielerlei Gestalt besitzen. Wichtig ist dabei nicht, wer da wem verfallen ist, in welcher Art und Weise, ob die Liebe erfüllt oder unerfüllt endet, das alles ist lapidar. Große Liebesromane zeichnen sich durch die Liebe des Autors zu seinen Figuren aus, denen er eine Welt bauen muss, in der ihre papiernen Lungen zu atmen beginnen. Diese Liebe spürt der Leser unmittel-

bar, indem eine zuvor unbekannte Welt zu leuchten beginnt, präzise am Lesehorizont entsteht und näher kommt.

Lehrjahre des Herzens ist so ein Roman, für den das Wort Roman beinahe eine Beleidigung darstellt, der vielmehr im Archiv der begabtesten Götter unter „Besonders gelungene Binnenwelten" zu finden sein müsste. Kein Wort hier von der Handlung, wozu? Die Handlung ist das Leben, und das Buch eine gute Anleitung dazu. Selbstverständlich eine – ganz zarte, tragische und in ihrer alltäglichen Tragik sogar banale – Liebesgeschichte, eben das rechte Maß an Tragik, das zum Erwachsenwerden gehört, aber in seiner Natürlichkeit, ja, Gewöhnlichkeit doch ernst genommen, kaum je besserwisserisch oder von oben herab erzählt und gerade deswegen nicht banal, sondern atemberaubend real, umrahmt vom Sittengemälde einer Epoche (Frankreich in den Jahren vor der Februarrevolution 1848), an die ich mich nach der Lektüre dieses Buches zu erinnern glaubte, als hätte ich sie miterlebt – und mir nicht nur angelesen.

Was zeichnet dieses Buch gegenüber anderen aus, dass ich es konkurrenzlos nennen möchte? Gewiss, man könnte lange über die Ökonomie des Textes sprechen, die tiefe, aber ganz leichte Poesie, die bezirzende Eleganz und Musikalität der dahinrauschenden Sätze, über die Präzision der Schilderung, die nie das Tempo der Handlung verlangsamt, die glänzend recherchierte und im Symbol herausgearbeitete Ära – die psychologische Wahrhaftigkeit der Figuren, die weitgehend ohne alle pseudointeressanten Marotten entworfen sind, all das kann man aufzählen. Es bleibt ein gewisses Surplus, ein Zauber, der nie zu enträtseln sein wird. Den zu erfahren man nur befehlen, Verzeihung, anempfehlen kann.

Über den Autor

Flaubert wurde 1821 in Rouen geboren. Sein ungeliebtes Jurastudium brach er 1844 aufgrund eines rätselhaften Nervenleidens ab und widmete sich dem Reisen und der Schriftstellerei. Obwohl er mit „Madame Bovary“ (1857) und „Lehrjahre des Herzens“ (1869) Weltliteratur schuf, wurde er zu Lebzeiten unterschätzt. Er starb 1880 im Alter von 59 Jahren.

Leo N. Tolstoi: Anna Karenina

Thomas Manns „edle Stute"

von Stefan Volk

„Schlüpfrig" fanden ihn böse Zungen und „durchtränkt von dem klassischen Geruch der Kinderwindeln". Kaum zu glauben, dass russische Literaturkritiker damit einmal Tolstois „Anna Karenina" meinten. Aus heutiger Sicht kann man dieses Meisterwerk der Weltliteratur sicher feinfühlig nennen, auch plastisch, humorvoll, lebhaft, leidenschaftlich – sicher ist es teilweise sogar rührselig. Aber „schlüpfrig" ist „Anna Karenina" gewiss nicht. Das Anstößige, Anrüchige scheint der Geist der Zeit mit den Jahren aus den Buchseiten herausgewaschen zu haben Allenfalls lugt mal ein üppiger Busen aus einem Dekolleté hervor oder bedeckt Anna den „Hals" ihres Geliebten „mit Küssen". Frivole Lektüre ist das nicht, nicht mehr zumindest – glauben unaufmerksame Leser. Und denken: Warum sollte man heute einen Roman über eine Liebe lesen, die daran scheitert, dass ein stocksteifer, mit den Fingern knackender Ehegatte nicht in die Scheidung einwilligt? Das mögen heute manche für eine historische Gesellschaftsstudie halten, aber ist es auch eine Liebesgeschichte, die man immer lesen mag? Gewiss.

Vom Begehren, von der Liebe erzählt „Anna Karenina" so intensiv, dass Thomas Mann in seinem Essay „Goethe und Tolstoi" den „animalischen" Naturalismus des russischen Dichters bewundert, Anna eine „edle Stute" nennt und ihren Liebhaber gar einen „schönen, starken Hengst". Nun ja. Thomas Mann darf das. Er hat vollkommen recht: Anna Karenina spielt um 1870 in den vornehmsten russischen Adelszirkeln. Grafen und Fürsten küssen aufgeputzten Prinzessinnen ihre gepuderten Händchen. Tolstoi schreibt das mit sanfter Iro-

nie so anschaulich, als stünde man mittendrin. Aber wie sich die Geschöpfe dieser Scheinwelt auch verstellen, beständig drängt ihre gewöhnliche Natur nach außen. Fast auf jeder Seite wird jemand rot. Mal aus Ärger, mal aus Eifer oder Freude, meistens aus Scham. Es ist ein Buch des Errötens, durchtränkt vom Stallgeruch des Sterbens und Lebens, der sich nicht wegparfümieren lässt.

Die sinnliche, lebenshungrige Anna ist mit einem älteren, diensteifrigen Staatsmann verheiratet, den sie weder liebt noch achtet. Als sie zufällig dem jungen Grafen Wronskij begegnet, ist es Liebe auf den ersten Blick. Beide verfallen einander. Anna opfert dieser übermächtigen Liebe ihren Sohn, Wronskij opfert seine Karriere. Doch kaum leben sie als Paar zusammen, entfremden sie sich. Anna, die geächtete Ehebrecherin, klammert sich verzweifelt an Wronskij, ihre Liebe verwandelt sich in selbstmörderischen Wahn. Dieser tragischen Leidenschaft stellt Tolstoi das stille, ländliche Glück des Gutsbesitzers Lewin und der unschuldigen Kitty gegenüber. Erst auf Umwegen finden die beiden zueinander. Doch nach diesen Wirren ist die Liebe der beiden umso stabiler – wenn auch nicht perfekt.

Die Menschen in „Anna Karenina“ lieben so vielfältig, widersprüchlich und launisch, wie das Leben ist. Schon oft wurde dieser große, epische Stoff verfilmt, mit Greta Garbo (1935) und Sophie Marceau (1997). Doch trotz derart schöner Schauspielerinnen aus Fleisch und Blut sieht man die kluge, stolze Anna Karenina nie so deutlich vor sich, wie in Tolstois Roman.

Über den Autor

Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi wurde 1828 in Jasnaja Poljana (Tula) geboren. Er gilt neben Dostojewski als Russlands bedeutendster Dichter des 19. Jahrhunderts. 1868/69 erschien „Krieg und Frieden“, sein berühmtestes Werk. Im Ausland war Tolstoi zu Lebzeiten sehr angesehen, in Russland schikanierten ihn die Behörden wegen seiner zu heftigen Kritik an der russisch-orthodoxen Staatskirche. 1910 reiste Tolstoi krank nach Konstantinopel. Er starb unterwegs an einer Lungenentzündung.

Ein Gestürzter beschwört die Sehnsucht

von Andrea Neuhaus

Wenn Thomas Mann über die Liebe schreibt, gleicht dies einem Tanz über dem Abgrund. So schonungslos, traurig, schön und formvollendet wie kein anderer erzählt er von diesem größten der Gefühle als Heimsuchung und Gefahr, von Glück und Wahn. Im „Tod in Venedig" geht es um eine unerhörte, unmögliche, absurde, verworfene, lächerliche Leidenschaft: um die Liebe eines alternden Mannes zu einem Knaben.

Zerstörerisch bricht der Sinnenrausch in das Leben des großen Schriftstellers Gustav von Aschenbach ein. „Durchhalten" ist sein Lieblingswort, mit äußerster Willensanstrengung hat er sich ein monumentales Werk abgerungen. Mit den Jahren müde geworden, reist er nach Venedig, voller Sehnsucht nach „Befreiung, Entbürdung und Vergessen". Als er im Grand-Hotel auf dem Lido Tadzio begegnet, einem engelhaften polnischen Jungen, werden Form, Haltung und Würde einfach hinweggefegt. Der Dichter verfällt dem Knaben, beobachtet ihn, im Speisesaal oder beim Spielen am Strand, und sinnt dabei der Schönheit als „Weg des Fühlenden zum Geiste" nach. Später stellt er dem Geliebten immer hemmungsloser nach, entzückt und verrückt, streicht vor seiner Zimmertür herum, lässt sich vom Coiffeur zum Jüngling zurechtschminken, fiebert, steckt sich mit Cholera an, sinkt auf einem seiner Streifzüge durch Venedig auf einem mit Abfällen bedeckten Platz zusammen und stirbt schließlich am Strand.

Thomas Mann selbst hat seine Novelle als „Tragödie einer Entwürdigung“ charakterisiert. Denn Liebe bedeutet hier nichts Nettes und Harmloses, sondern Enthemmung und Untergang, sie ist eine unbürgerliche Macht oder, wie Thomas Mann später schreibt, der „Einbruch trunken zerstörender und vernichtender Mächte in ein gefasstes und mit allen seinen Hoffnungen auf Würde und ein bedingtes Glück der Fassung verschworenes Leben“.

Thomas Mann erzählt aber nicht bloß eine Beziehungsgeschichte, sondern lässt das Geschehen tief hineinragen ins Mythische. Am Lido wird Aschenbach sterben, und von Anfang an begleiten Todesboten und Hadesführer seinen Weg. Der Gondoliere, der ihn zum Lido rudert, ist zugleich der Fährmann Charon, der die Toten über den Fluss Acheron in den Hades bringt. Seine Gondel ist ein Totenschiff, sie ist schwarz, wie nur Särge sind, und zugleich ein Liebesnest, ihr Sitz ist „der weichste, üppigste, der erschlaffendste Sitz von der Welt“. Und hinter Tadzio verbirgt sich der Götterbote Hermes, der als „Psychagogos“, also Seelenführer, die ihm Anvertrauten über die Schwelle des Todes geleitet. Während Aschenbach sterbend am Strand zusammenbricht, den Knaben vor Augen, ist ihm, „als ob der bleiche und liebliche Psychagog dort draußen ihm lächle, ihm winke; als ob er, die Hand aus der Hüfte lösend, hinausdeute, voranschwebe ins Verheißungsvoll-Ungeheure“. Das Gesicht des polnischen Knaben zeigt aber nicht nur die liebenswürdigen Züge des Gottes Hermes, sondern auch weitaus gefährlichere: Tadzio ist „das Werkzeug einer höhnischen Gottheit“. Damit ist Dionysos gemeint, der griechische Gott des Rausches, der Zügellosigkeit, der Selbstvergessenheit und der Verzückung. Er packt den alternden Dichter, schleift ihn mit sich, das Chaos überwältigt die Ordnung, die Formlosigkeit die Würde. Aschenbachs jahrzehntelang trainierte Gepflegtheit fällt zusammen, die unterdrückte Triebwelt bricht sich Bahn: „Und seine Seele kostete Unzucht und Raserei des Untergangs.“

Von dieser Heimsuchung durch das Verdrängte hat Thomas Mann immer wieder erzählt. Der Held eines Frühwerks, der kleine Herr Friedemann, ein wegen eines Gebrechens zurückgezogen lebender Außenseiter, wird durch die Liebe zu einer grausamen Frau vernichtet. Viel später, im Joseph-Roman, erlebt Potiphars Frau, hier eine unglückliche Liebende, das „Kommen des fremden Gottes", die Verlockung durch das Dionysische. Immer wieder werden Haltung und Würde durch die Liebe zersprengt, lauern Verletzung und Demütigung, sobald die Grenzen sich auflösen, die wohlerzogene Lebensform sich lockert.

Eine Gefahr, der der Dichter selbst entging: Thomas Mann entschied sich, auch als Künstler Bürger zu sein, ein repräsentatives Dasein zu führen und seine Leidenschaft in ein großes Werk zu bannen. Durch seine Eheschließung mit Katia Pringsheim hat er seine als zutiefst bedrohlich empfundene homosexuelle Neigung aus dem Kunstbau seines Lebens ausgeschlossen. In der Literatur jedoch, in seinen Büchern, sind die Möglichkeiten aufgehoben, die das Leben nicht bietet, und sei es die Lust am Untergang.

Thomas Manns Novelle, die zur bedeutendsten deutschen Prosa des 20. Jahrhunderts zählt, ist eine bittere Fabel vom Rausch als Abgrund und wilde Verlockung zum Sichgehenlassen. Und doch ist sie eine der schönsten Liebesgeschichten, die je geschrieben wurden. Nichts ist so, wie es heutige sexuelle Ungeniertheit erwarten würde: Es gibt keine Berührungen, und nicht ein Wort wird gesprochen. Nur Blicke, bescheiden niedergeschlagene Augen, ein Lächeln, mehr nicht – so hoch war das Schamempfinden der Zeit. Welch enorme Aufladung erhält gerade dadurch jede Geste! Der unerreichbare Geliebte bleibt so fremd, dass er für den Liebenden zur Gottheit werden kann. Das Durchschauen würde eine solche Liebe zerstören, die Erfüllung würde sie banalisieren. „Denn der Mensch liebt und ehrt den Menschen, solange er ihn nicht zu beurteilen vermag, und die Sehnsucht ist ein Erzeugnis mangelhafter Erkenntnis." Und so

finden alle unglücklich Liebenden, Entsagenden, alle, die schon mal wie Aschenbach „am Narrenseile“ der Passion liefen und Blamage und Identitätsverlust fürchteten, bei Thomas Mann einen wunderbaren Trost. Denn er beschwört das vielleicht schönste und berauschendste aller Gefühle: die Sehnsucht.

Über den Autor

Thomas Mann wird am 6. Juni 1875 in Lübeck geboren. Nach dem Tod des Vaters zieht die Kaufmannsfamilie 1894 nach München. Mann arbeitet für eine Versicherungsgesellschaft, reist dann mit seinem älteren Bruder Heinrich nach Italien. Erste Erzählungen wie „Gefallen“ (1894) erscheinen, bevor ihm mit seinem ersten Romanwerk „Buddenbrooks. Verfall einer Familie“ 1901 der große literarische Durchbruch gelingt. Für diesen Roman erhält er 1929 den Literatur-Nobelpreis. Nach der Hochzeit mit Katia Pringsheim im Jahr 1905 widmet sich Mann ganz der Schriftstellerei: Er publiziert Novellen wie „Tonio Kröger“ (1903) und „Der Tod in Venedig“ (1912), Romane wie „Der Zauberberg“ (1924) und „Doktor Faustus“ (1947), aber auch literaturkritische, kulturphilosophische und politische Essays wie „Betrachtungen eines Unpolitischen“ (1918). Nach Emigration und Ausbürgerung in den 30ern fasst Mann in den USA Fuß und wird im Exil zum wortstarken Gegner der Nationalsozialisten. Seine letzten Lebensjahre verbringt er in der Schweiz. In Kilchberg bei Zürich stirbt Thomas Mann am 12. August 1955.

Marcel Proust: Eine Liebe Swanns

Leiden lernen

von Jens Poggenpohl

Marcel Prousts „Suche nach der verlorenen Zeit“ ist das größenwahnsinnigste Werk der Weltliteratur. In der deutschen Übersetzung dürften dessen sieben Bände gut zwei Millionen Wörter enthalten. Ein riesiges Paralleluniversum voller Personen, die in der Vorstellung der Proust-Leser (doch, es gibt sie) lebendig werden. Und genau dies ist ja das große Thema der „Suche“: Ein Erzähler namens Marcel erinnert sich an Menschen, Orte und sogar das Aroma eines Gebäcks (die berühmte Madeleine), die das Leben eines gewissen Marcels ausmachten – und rettet die Vergangenheit so, wenn es das gibt, vor dem Vergessen.

Swann war ein Freund von Marcels Großvater, seiner Liebe ist der Mittelteil des ersten Bands gewidmet. Eine Episode, nur ein Kapitel innerhalb dieses Romankosmos. Gäbe es die wenigen Absätze nicht, dieses Buch wäre ein einziger Strom von langen, sehr langen, unglaublich langen Sätzen, in denen Proust minutiös jeden Winkel dessen ausleuchtet, was wir Liebe nennen.

Die Grundsätze, denen so ziemlich alle Liebesgeschichten der „Suche“ folgen, sind dabei archaisch, um nicht zu sagen: banal. „Der Mensch“, schreibt Proust, „kann nicht lieben, ohne zu leiden“, und „er muss leiden, um Wahrheiten zu erfahren“. Eine dieser Wahrheiten und zugleich ein Beispiel proustscher Ironie sind die letzten Worte des Romans, Swanns Resümee seiner Liebe: „Zu denken, dass ich ganze Jahre meines Lebens vergeudet habe, dass ich habe sterben wollen, dass ich die größte Liebe meines Lebens empfunden

habe, und das alles für eine Frau, die mir gar nicht gefiel, die überhaupt nicht mein Typ war!“ Man lasse sich von diesem Salonton nicht täuschen. „Eine Liebe Swanns“ ist ein Roman über Abgründe und Perversionen.

Paris, um 1900: Swann, ein Mann der „guten Gesellschaft“, trifft im Salon der Verdurins auf Odette. Vor Jahren war sie ihm nicht sonderlich aufgefallen, auch jetzt findet er sie „gütig, naiv, an Ideale glaubend“, „nicht intelligent“ und nicht einmal besonders hübsch. Trotzdem verliebt er sich, nicht plötzlich, sondern so langsam, wie es Prousts Rhythmus fordert. Seine Liebe speist sich aus unzähligen Details, Nuancen, lauter Kleinigkeiten – und nicht zuletzt der Kunst. Seine Liebe zur Musik, genauer: zu einer bestimmten Phrase in einer kleinen Sonate, die er im Salon hört, macht ihn empfänglich; in einem Bild Vermeers findet er Odettes Gesicht; und seitenlang beschreibt Proust, welche Lust Swann empfindet, die Blumen an ihrem Revers zurechtzuzupfen.

Diese Liebe ist künstlich, die Geliebte ein Kunstwerk seiner Vorstellung. Früher nannte man das Ästhetizismus, heute zählt es fast zum Alltagswissen, dass erst unsere Imagination den geliebten Menschen zu dem macht, was er in unseren Augen ist. Wir lieben, mehr oder weniger, nicht diesen konkreten Menschen, sondern unseren Traum – eine zutiefst narzisstische Angelegenheit und traurig dazu. Denn das Glücksversprechen dieser „den Dingen überlegenen Realität“ kann niemand erfüllen. Doch das, was Proust „imaginäres Vergnügen“ nennt, ist mehr: Es ist ein selbstmörderischer Wahnsinn. Glaubt Swann Odette in seinem Besitz, löst sich die Fantasie in Ernüchterung auf, hat er sie nicht, rast er vor Anbetung und Eifersucht.

Damit ändern sich auch die Machtverhältnisse. Odette entpuppt sich, für den Leser wenig überraschend, als Mätresse – Swann gibt ihr noch mehr Geld; sie plaudert ihr Verhältnis zu einem Neben-

buhler aus – er verfolgt sie, und nicht einmal ein kompromittierender Brief heilt ihn. „Dann begann seine Eifersucht zu frohlocken, ganz so, als besäße diese Eifersucht ihr eigenes, unabhängiges Leben, egoistisch und gierig auf alles, was ihr Nahrung geben könnte." So was nennt man wohl Masochismus. Swanns Einbildung funktioniert „wie ein falsch eingestellter Reflektor", der „bizarre Schatten" wirft. Dass er ein Komplott gegen sich wittert (und von der erbarmungslos „guten Gesellschaft" tatsächlich fast exkommuniziert wird), versteht sich.

Dieser „Patient", „Morphinist" oder auch „Schwindsüchtige" ist therapiebedürftig, daran lässt der Erzähler keinen Zweifel. Gleichzeitig ist er zu klug, um ihn zum Psychoanalytiker zu schicken. (Obwohl: Die Psychoanalyse Lacans ist ohne Proust nicht zu denken.) Stattdessen lässt Proust ihn nochmals die kleine Phrase aus der Sonate hören. Und jetzt erzählt ihm das Musikstück von seiner Eitelkeit, klingt wie „der Refrain eines längst vergessenen Glücks" und erinnert Swann daran, dass er dieses Glück mit Odette nicht finden wird. Von nun an sieht er zu, wie ihre Liebe stirbt. Trotzdem schickt Proust ihn weiter durch das Martyrium seiner Einbildung: Mit wem hat Odette geschlafen, wie oft, wann und wie genau hat sie ihn belogen? Swann fragt wie ein Chirurg, der sich seine Liebe herausoperieren will – stattdessen schnitzt ihm jede beiläufige Lüge mehr ein „Kreuz ins Herz". Irgendwann ist es dann endlich vorbei. Zuvor blitzt noch einmal die böse, hellsichtige Ironie dieses Buches auf. „Es hat so etwas Beruhigendes, sich die Dinge vorstellen zu können", sagt ausgerechnet Swann.

Über den Autor

Marcel Proust (1871–1922) entstammt einer jüdisch-katholischen Familie aus Paris. Nach einem abgebrochenen Studium der Rechtswissenschaften und dem Studium der Literaturwissenschaften arbeitet er kurze Zeit als Bibliothekar, ehe er in den Pariser Salons das Leben eines Lebemanns führt. Nur hin und wieder verlässt er Paris, um zu reisen. Von 1896 an veröffentlicht Proust Bücher und Essays. Nach dem Tod der Mutter 1905 zieht er, der seit früher Kindheit an Asthma leidet, sich zurück. Mit fast manischer Akribie widmet Proust sich von nun an seinem Romanzyklus „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit". 1913 erscheint der erste Band, „Unterwegs zu Swann", die Druckkosten trägt Proust. Nach dem ersten Weltkrieg erscheinen bei Gallimard weitere Teilbände. Am 18. November 1922 stirbt Proust, die letzten drei Teilbände werden aus seinem Nachlass veröffentlicht.

Pitigrilli: Kokain

Wie betäubte Schmetterlinge

von Peter Erik Hillenbach

„Für mich gibt es nur eine Sache, die schlimmer ist als Ausschweifung." – „Und das ist?" – „Die Abstinenz." Geistreicher Party-Small-Talk im Salon der exaltierten Armenierin Kalantan. Wir sind im Paris der 20er-Jahre, und der dekadente Zirkel, der sich bei Kalantan trifft, ist womöglich das Zerrbild des berühmten Salons der Gertrude Stein. Hier treffen sich Kokainisten und Morphinisten, während nackte Paare exotische Tänze aufführen und Hunderte Schmetterlinge, betäubt von Chloroform und Äther, in Champagnerkelchen ersaufen.

Und das soll ein Platz für die Liebe sein? Oh ja. Denn der junge Dandy und Hochstapler Tito Arnaudi liebt gleich zwei Frauen: eben die Armenierin und dazu noch Maud, die italienische Fracktänzerin, die er schon in der gemeinsamen Jugend küsste. Das heißt: „Er liebte weder Maud noch Kalantan, glaubte aber beide zu lieben. Wenn die eine ihm Leiden verursachte, fand er Trost am Busen der andern. Wenn ihm Maud allzu lang die Treue hielt, und er nicht mehr die belebende Wirkung der Eifersucht spürte, so begann seine Liebe nachzulassen, und er näherte sich Kalantan."

Zweifellos ist der junge Mann auf dem richtigen Weg. Die Zeiten sind frivol, die Moderne hat die Köpfe der Menschen mit Frischluft durchpustet, Männer und Frauen verlassen die dumpfen Stuben familiärer Zwänge und wagen das Abenteuer der Ausschweifung. Titos stilvolle Lakonie hat den jungen Italiener bereits ums Examen gebracht, weil er sich weigerte, während der Prüfung das Monokel abzulegen.

Also verlässt er Italien und geht nach Paris, wo er sich unter Berufung auf einen einflussreichen Onkel in Amerika den Job als Redakteur einer angesehenen Tageszeitung erschwindelt.

Man sollte „Kokain“ zur Zwangslektüre der Generation Praktikum machen.

Seine erste Reportage führt ihn in die schäbigen Kellerkneipen auf dem Montmartre, wo Huren und Tagediebe auf den Mann mit dem Holzbein warten. Aus dem hohlen Bein heraus beliefert dieser seine Kundschaft mit dem Koks: „Kaum dass sie ihre Prise von dem Pulver geschnupft hatte, stürzte eine der Frauen sich auf den Mann, der sie angeboten hatte, und während dieser im Begriff war, den Rest der Schachtel zu schnupfen, packte sie seine Hand, hielt sie fest, brachte sie an ihr Gesicht und sog das Pulver, bebend vor Leidenschaft, ein. Nun nahm die Frau seinen Kopf zwischen ihre Handflächen und mit den feuchten, vibrierenden, zuckenden Lippen warf sie sich auf seinen Mund, leckte gierig seine Oberlippe, steckte die Zunge in seine Nasenlöcher, um die wenigen Körnchen, die am Eingang liegengeblieben waren, aufzusammeln.“ Pitigrilli beschreibt die Szenen der nackten Gier, der kurzen Erfüllung und der Schamlosigkeit dieser Menschen und ihres Tuns mit kalter Präzision – und doch ist sein Held Tito Arnaudi ab sofort selbst Kokainist, der in seinen Räuschen immer neue geistreiche Monologe über den Zustand der Welt heraussprudelt.

Zur richtigen Zeit gelesen, sagen wir mit Anfang zwanzig, wirkt dieses Buch suchterzeugend wie das titelgebende Gift, das man doch üblicherweise erst mit, sagen wir, Mitte zwanzig zu goutieren weiß und welches man, gehört man zu den pragmatischen Menschen, mit Ende zwanzig für den Rest seines Lebens gegen Alkohol eintauscht. Doch einmal mit dem „Kokain“ des italienischen „Skandalautors“ Pitigrilli angefixt, wird man dieses Buch sein Leben lang mit sich herumschleppen und, ganz wie es die Gläubi-

gen mit ihrer Bibel tun, darin Bestätigung und Trost finden, auf welcher Seite man es auch aufschlägt:

Eines Abends saß er im Rauchzimmer vor einer Dame; ihre Beine, von perlgrauen Seidenstrümpfen umschlossen, hatten den Glanz von Fischen, die eben gefangen wurden.
„Was tun Sie?“, fragte die Dame.
„Ich bete“, erwiderte Tito.
„Mir scheint, Sie betrachten meine Beine!“, protestierte die Dame, ihn mit verführerischen Blicken bombardierend.
„Das ist die Art, wie wir Atheisten beten.“

Man sollte „Kokain“ zur Zwangslektüre der jungen Kirchentagsbesucher machen.

Vermutlich ist der Roman ein Vorläufer der heutigen Popliteratur – der larmoyante Blick eines talentierten Hochstaplers auf eine Gesellschaft, die ihm nicht standhalten kann, die verschwenderische Mischung aus Stilbewusstsein und Zynismus sowie ein moralischer Ton, der allerdings die ganz eigene Moral des jungen Helden propagiert: gleichgültige Skepsis und Verachtung gegenüber dem Mainstream. Was wäre ein Bengelchen wie Stuckrad-Barre, was wäre selbst der große Michel Houellebecq, von dem immerhin die schönsten Liebesromane unserer Zeit stammen, ohne diesen geistreichen Vorläufer Pitigrilli?

Die Liebe zieht Tito Arnaudi hin zu Maud, die er schon kannte und heimlich küsste, als sie noch das unschuldige Nachbarsmädchen Maddalena war. Die Fracktänzerin ist auf der Bühne zwar nur mäßig begabt, empfängt dafür aber etliche hohe Herren in ihrem Hotelzimmer. „Wenn er dann in Mauds Zimmer zurückkehrte und einen schüchternen Vorwurf wagte, so antwortete sie, indem sie ihn umarmte und sich mit ihrem ganzen Gewicht an seine Brust warf: ‚Aber sprich doch nicht so, mein Liebling! Jetzt bin ich ganz dein. Die an-

dern Männer, auch der, der mich vor einer halben Stunde verlassen hat, gehören der Vergangenheit an. Und die Vergangenheit gehört uns nicht. Komm, komm, wir wollen Frieden schließen!'
Zwei Männer, die Frieden schließen wollen, gehen zusammen zum Essen.
Ein Mann und eine Frau gehen ins Bett.
Tito und Maud schlossen fast jeden Tag Frieden, um die nächste und die fernere Vergangenheit zu vergessen."

Tito folgt seiner Liebe Maud auf ihren Tourneen um die halbe Welt – mit dem gestohlenen Geld der Armenierin Kalantan. Er ist beileibe kein Kind von Traurigkeit und argumentiert ganz richtig: „Gestehst du einer Frau deine Wünsche, so beleidigst du sie, aber du beleidigst sie viel mehr, wenn du sie nicht begehrst … Aber die Annahme, dass, wer viele Frauen gehabt hat, tief in die weibliche Psychologie eingedrungen sei, ist ebenso irrig wie die Annahme, ein Museumsdiener könne Kunstkritiken schreiben." Und doch ist Tito Arnaudi bei aller Freiheit, die er sich nimmt, ein altmodisch Liebender mit altmodischen Empfindungen. Die Eifersucht nagt an ihm wie das Kokain, und wenn er sie noch so kalt und treffend analysiert: „Eifersucht ist ein Fieber, das seinen Ursprung in einer dummen, grundlosen Erregung unsres gedankenleeren Gehirns hat. Eifersucht ist ein Phänomen der Autosuggestion. Deine Geliebte ist mit Y. zu Bett gegangen. Du hassest Y., du hassest sie, du hast dauernd das Gespenst der beiden vor Augen, wie sie in enger Umschlingung den Akt vollziehen, der dich entsetzt. Auch du hast eines Tages deine Geliebte betrogen, um im Bett der Frau Z. dasselbe zu tun, das Y. im Bett deiner Geliebten getan hat. Nun wohl, was ist von Frau Z. in deiner Haut, in deiner Seele zurückgeblieben? Nichts. Nichts mehr als das, was die Liebkosungen von Y. im Fleisch deiner Geliebten zurückgelassen haben könnten. Autosuggestives Phänomen also."

Man sollte „Kokain" zur Zwangslektüre der Paartherapeuten und Scheidungsanwälte machen.

Als Tito Arnaudi endlich einsieht, dass Maud ihm nie allein gehören wird, kehrt er nach Italien zurück. „Und seine Gedanken liefen zu Kokaina, der kleinen, auf der andern Seite des Ozeans zurückgelassenen Kokaina; seine Kokaina, mit dem Duft, den er auf der Haut keiner andern Frau wiederfinden konnte; Kokaina, Maud, Weib, das man flieht und zu dem man zurückkehrt, Weib-Gift, das man hasst und das man liebt, weil es zu gleicher Zeit Ruin und Verzückung, Leiden und Rausch, süßer Tod und fürchterliches Leben ist."

Und weil das so ist und hoffentlich immer so bleiben wird, stiehlt Tito Typhusbazillen in einem Krankenhaus und trinkt das Röhrchen leer: „Ich töte mich, weil es mir widerwärtig ist, weiterzuleben. Jeder intelligente Mensch, wenn er achtundzwanzig Jahre erreicht hat, sollte das gleiche tun."

Man sollte „Kokain" zur Zwangslektüre der jungen Riester-Renten-Aspiranten machen.

Mit slapstickhaftem Sarkasmus schildert Pitigrilli, wie sein Held Tito Arnaudi nach allerlei Fehldiagnosen von Pfarrern und Ärzten am Ende nicht am Kokain und nicht am Typhus, sondern an einer Lungenentzündung krepiert. Und Maud? Teilt sich Titos Asche mit dessen altem Pariser Freund, wehrt zweimal die postalischen Liebesschwüre dieses Freundes mit dem Hinweis auf den eben erst Verschiedenen ab – und kramt nach dem dritten Brief ihr Köfferchen hervor: „Mit geschlossenen Lippen improvisierte sie ein Liedchen, und vor unzähligen Paaren von Strümpfen niederkniend, suchte sie die dünnsten aus, die das nackte Fleisch am besten durchschimmern ließen." Mit diesen Worten endet „Kokain", der ehrlichste und wahrste Liebesroman der letzten 100 Jahre.

Über den Autor

1893 als Dino Segre in Turin geboren, studiert Pitigrilli Jura und veröffentlicht erste Artikel in Studentenzeitungen. Nach seiner Promotion arbeitet er als Redakteur und verbringt die 20er-Jahre als Korrespondent in Paris. Hier entstehen seine heftig umstrittenen und wegen Obszönität mehrfach verbotenen Romane, wie „Betrüge mich gut“ (1920), „Der Keuschheitsgürtel“ (1921) und sein berühmtester Roman „Kokain“ (1922), der 1927 in der wunderbar lakonischen deutschen Übersetzung von Maria Gagliardi erscheint. 1933 setzt in Deutschland die Oberprüfstelle für Schmutz- und Schundschriften „Kokain“ auf den Index. Der Jude Pitigrilli flieht 1939 aus Italien, als dort Rassengesetze in Kraft treten. Zunächst reist er in die Schweiz, dann nach Argentinien. Er kehrt erst 1957 nach Italien zurück. Sein bekanntester Roman blieb immer noch verboten – in Deutschland gerät selbst die 1988er-Taschenbuchausgabe von Rowohlt (unter Michael Naumann) noch einmal ins Visier der Bundesprüfstelle. Im Alter wird aus dem zynischen Skeptiker Pitigrilli ein Moralist und gläubiger Katholik, der sich sogar gegen Neuauflagen seiner früheren Romane richtet. Pitigrilli stirbt 1975 in Turin.

Ford Madox Ford: Manche tun es nicht

Die Frau ist die Rettung der Welt

von Eckhart Nickel

Literatur vermag, was Menschen selten vermögen: Halt zu geben. Doch auch Romane, die dies leisten – indem sie eine Haltung vertreten –, sind ebenfalls rar geworden. Die Unterhaltung hat die Haltung verdrängt, und die Beliebigkeit tritt aus vielen Büchern unserer Zeit wie eine übel riechende Feuchte. Das Lesen, die Königsdisziplin der intellektuellen Auseinandersetzung mit der Welt, ist zum unverbindlichen Zeitvertreib verkommen, zum Anlass von Geschwätz – fern von Genauigkeit und Leidenschaft. Dabei sind es diese zwei Tugenden, die gute Literatur schon immer aus der Flut des Mittelmäßigen erhob. Die Liebe zum Gegenstand, die Leidenschaft für eine Struktur und die Kraft, das scheinbar Unerträgliche auszuhalten, all das ist uns abhanden gekommen. Dabei gilt doch: Wer lieben will, muss leiden, und wer von Liebe lesen will, der muss vom Leiden lesen.

Man nehme sich nur Ford Madox Fords Roman „Manche tun es nicht“ vor: Es ist die größte Feier des Verzichts in Liebesdingen – und genau deshalb eine der größten Liebesgeschichten überhaupt. Im Original erschien das Buch 1924, zeitgleich mit Thomas Manns „Zauberberg“, und ist, genau wie dieser, ein vertracktes Gesellschaftsporträt vor dem Ersten Weltkrieg. Wo Mann in die Exklusivität der hochalpinen Schweiz entführt, eröffnet Ford, den man hierzulande vor allem durch sein Meisterwerk „Die allertraurigste Geschichte“ kennt, seinen Horizont in die weiten Ebenen Englands.

Christopher Tietjens, ein Abkömmling alteingesessenen Adels in North Yorkshire, ist unglücklich verheiratet mit Sylvia – einer eiskalten, wunderhübschen und tödlich gelangweilten Femme fatale der Society. Sylvia quält Christopher, den überlegen beherrschten Gentleman – einen körperlich etwas ungeschlachten, dafür mathematisch und philosophisch brillanten Enzyklopädisten. Selbst als sie ihn betrügt, bleibt er nachsichtig und distanziert und versucht noch den Verhaltenskodizes seiner Klasse zu entsprechen. Teilnahmslos lässt er sich alles gefallen, bis sein Leben bei einem Golfturnier eine entscheidende Wendung nimmt: Er lernt die dort demonstrierende Frauenrechtlerin Valentine Wannop kennen, Tochter einer Schriftstellerin und selbst schwerstens belesene und schlaue Idealistin.

Wie sie sich kennen- und lieben lernen, ist in wenigen ausgewählten Szenen aus verschiedenen Perspektiven erzählt und so perfekt komponiert, dass der Leser selbst anfängt, so kompliziert zu denken und so komplex zu fühlen wie die Liebenden im Buch. Misstrauisch von Gesellschaft und Gattin beäugt, geschieht doch kaum etwas, was über den verquast romantischen Austausch zweier vertrauter Seelen hinausginge. So wird Leid zu Mitleid, Leben zu Literatur, Konversation zur Kunst und Bildung zum Roman. Vom narrativen Witz Fords, den Joachim Utz perfekt übersetzt hat, ganz zu schweigen: „Die Sonne hatte genau die Mittagshöhe erreicht; die Buchfinken sagten: ‚Pink! Pink!' Die junge Frau hatte einen gefälligen Rücken. Das ist England, dachte Tietjens! Ein Mann und ein Mädchen gehen durch eine Wiese in Kent: Das Gras ist reif für die Sense." Sich einander versagen und dabei gewinnen. Da kann man was lernen, und sei es nur die Quintessenz der Liebe, aus dem Mund eines Priesters, der da spricht: Die Frau ist Heimsuchung und Rettung der Welt.

Über den Autor:

Ford Madox Ford wurde 1873 als Sohn eines Deutschen und einer Engländerin unter dem Namen Ford Hermann Hueffer in Merton (Surrey) geboren. Seinen Künstlernamen nahm er nach dem Ersten Weltkrieg an, an dem er auf englischer Seite teilnahm. Mit einer Katholikin verheiratet, war seine Scheinehe mit der Romanautorin Violet Hunt ein riesiger Skandal. Die letzten 20 Jahre lebte er als schon vergessener Autor in Paris und Amerika. Ford starb 1939 in Deauville.

Kurt Tucholsky: Schloss Gripsholm

Diese Sommerliebe währt einen Tag

von Susanne Mansfeld

Die Liebe ist wie ein Sommertag. Niemand hat das schöner erzählt als Kurt Tucholsky in „Schloss Gripsholm". Das Buch beschreibt den Sommer und die Liebe seiner Helden in allen Nuancen, von der Mittagshitze bis zur melancholischen Abendkühle. Doch dabei verliert Tucholsky nie jene Leichtigkeit, die „Gripsholm" so einzigartig macht. Es ist – auch – ein Buch für die Hängematte, den Strand, das Seeufer. Eine kleine Sommergeschichte, die Leser „ihrer Freundin schenken können", wie es im fiktiven Briefwechsel zu Beginn dieser Erzählung der Verleger von seinem Autor verlangt.

Jener Schriftsteller, genannt Daddy, sitzt mit seiner Liebe Lydia, genannt Prinzessin, im Zug nach Stockholm. Sie freuen sich auf fünf Wochen Sommerfrische. Die ratternde Bahn bringt sie Kilometer für Kilometer weiter weg von Berlin und vom Alltag. Sie nehmen sich zwei Zimmer in einem Anbau des Schlosses Gripsholm bei Stockholm. Sie baden im Mälarsee, sonnen sich im Gras, wandern, erschrecken zum Spaß Touristen. Sie genießen diese Augenblicke, denn: „Kurzes Glück kann jeder. Und kurzes Glück: Es ist wohl kein anderes denkbar, hienieden". Der Augenblick währt Tage, länger nicht. Ein alter Freund Daddys besucht die beiden aus dem fernen Berlin, bringt in Zeitungen den deutschen Alltag mit. Aber eben auch das: Der Gast macht der Prinzessin mit Sträußen aus Petersilie und Mohrrüben den Hof. Dann kommt eine alte Freundin Lydias vorbei, bezaubert den Protagonisten ein wenig, reist ab. Er fragt sich, ob sie nicht für immer in Gripsholm bleiben sollen. Doch: „Wenn man umzieht, ziehen die Sorgen nach. Ist man vier Wochen da, lacht man

über alles – auch über die kleinen Unannehmlichkeiten. Sie gehen dich so schön nichts an. Ist man aber für immer da, dann muss man teilnehmen."

Und genau das geschieht: Bei einem ihrer unbeschwerten Spaziergänge lernen die beiden ein kleines, verängstigtes Mädchen aus dem nahen Kinderheim kennen. Ada leidet unter der tyrannischen Direktorin, die all das verkörpert, was Tucholsky am preußischen Militär so hasste. Ganz aus der Zeit fallen können auch die Prinzessin und Daddy nicht, sie nehmen teil. Sie werden abreisen und sie werden die kleine Ada mitnehmen. So leicht und zart ihre Liebe auch strahlt – sie überstrahlt nicht das Leid Adas, den langen Schatten der Berliner Kämpfe. Der ferne Klang der Militärstiefel hallt in der bezaubernden Seelandschaft umso erschreckender wider. Diese bitteren Einsprengsel machen die Liebesgeschichte von Daddy und seiner Prinzessin umso süßer. Man sehnt sich nach dem naiven, immerwährenden Glück einer großen Liebe, eines Sommers, einer kleinen Liebesgeschichte, gerade weil diese hier die Flüchtigkeit all dessen vor Augen führt.

Charmant, geistreich, mit großer Leichtigkeit lässt Tucholsky sein Paar von der Unmöglichkeit der Ferienidylle, der ewigen Liebe erzählen: „Wir sahen … einen blauen Sommerhimmel, mit vielen weißen Wattewolken, aber was wir suchten, das fanden wir nicht." Diese zarte Melancholie macht Tucholskys leichte Liebesgeschichte so groß. Es zählt allein der Augenblick. Die Sonne geht unter, in der Hängematte wird es kühl, ein Sommertag ist zu Ende.

Über den Autor

Kurt Tucholsky, geboren 1890, studierter Jurist, wurde in der Weimarer Republik zunächst vor allem als Feuilletonist und politischer Journalist bekannt. Unter den Pseudonymen Theobald Tiger, Kaspar Hauser und Peter Panter schrieb er für renommierte Blätter wie die „Vossische Zeitung“ und die „Weltbühne“. 1931 erschien der Liebesroman „Schloss Gripsholm“. Nach Hitlers Wahl zum Reichskanzler wurde Tucholsky ausgebürgert, floh nach Schweden. Dort vergiftete er sich 1935 mit Schlaftabletten.

Tania Blixen: Afrika. dunkel lockende Welt

Eine Liebe bis ins Jenseits

von Walter Drechsel

„Ich hatte einen alten hölzernen Wandschirm, bemalt mit Figuren von Chinesen, Sultanen und Negern mit Hunden an der Leine. Er hatte seinen Platz am Kamin. Abends, wenn das Feuer hell brannte, traten die Gestalten hervor und dienten als Bilder zu den Geschichten, die ich Denys erzählte. Ich schaute ihn lange Zeit an, klappte ihn zusammen und legte ihn in eine Kiste; da mochten die Gestalten sich vorerst einmal ausruhen." Es ist die dänische Baronin Karen Blixen, die da in ihren leergeräumten Zimmern ihrer Farm in Kenia sitzt und ihrem toten Geliebten Geschichten erzählt, dem englischen Jäger und Piloten Denys George Finch Hatton. „Afrika. dunkel lockende Welt" ist der deutsche Titel dieses 1937 erschienenen Buches, das noch heute bloß der autobiografisch gefärbte Afrika-Roman einer exaltierten Dame der guten Gesellschaft wäre, wenn es Sidney Pollack nicht gegeben hätte. Er nahm den Stoff, warf 98 Prozent in den Papierkorb und machte 1985 aus „Out of Africa" einen Blockbuster für Hollywood daraus. Ich weiß nicht mehr, ob das Wort Hype damals schon in Mode war, aber „Out of Africa" war einer. In Paris, Mailand und London machten die Designer eine Saison lang nichts als den neuen Safari-Look, Kaufhäuser dekorierten ihre Schaufenster mit Tropenhelmen und Plüsch-Raubtieren. Ich zog den größtmöglichen Nutzen aus diesem Film; er hat mir die Liebe einer schlanken schwarzhaarigen Frau mit großen braunen Augen und weichen Hüften gerettet, zumindest glaubte ich das lange. Sie hatte mich verlassen, sich aber zum Kino überreden lassen. Meryl Streep spielte die Ich-Erzählerin, Robert Redford ihren Geliebten, Klaus-Maria Brandauer den bösewichtigen Baron-Ehemann. Vorhang auf

– ein Blick ins afrikanische Paradies und dann die melancholisch brüchige Altstimme einer Frau: „Ich hatte eine Farm in Afrika, am Fuße der Ngong-Berge.“ Nach diesem Satz wusste man genau: Das geht nicht gut aus. Ging es auch nicht: Der Baron lässt sich scheiden, auf dem Weg zu seiner Geliebten aber stürzt Denys mit seinem kleinen roten Propellerflugzeug ab. Ihr Blick sucht verzweifelt am blauen Himmel, das Kinopublikum weiß aber schon, dass er nicht kommen wird. Da weinten wir, die schwarzhaarige Frau und sogar ich, dessen mit dem Schlusseffekt verbundenes Kalkül aufgegangen war und wir hielten uns an den Händen, und später liebten wir uns. Es ging aber auch nicht gut aus, denn sie verließ mich Jahre später endgültig. Ein Film oder ein Buch ist das Rauschgift der Illusion. Der Illusion, dass es ein Jetzt gibt oder ein Morgen geben könnte. Fast 17 Jahre hat Karen Blixen (in Deutschland Tania Blixen) mit dem Versuch verbracht, Kaffee auf ihrer Farm in Afrika anzubauen. Ihre Biografen behaupten, dass die Kaffeesorte ungeeignet war für die Höhe 2000 Meter über dem Meer am Fuße der Ngong-Berge. Irgendwann aber gab sie auf, verließ Afrika und begann zu schreiben, erst Schauergeschichten („Seven gothic tales“, erschienen 1934 in London und New York), dann „Out of Africa“. Der exotische Stoff und die schillernde Person der Autorin machten das Buch zu einem Erfolg; aus Briefen und Gedichten setzte man aber bald die wahre Geschichte zusammen, trennte Autobiografie und Fiktion. So kam zutage, was Hollywood konsequent ignorierte: Die Baronin und ihr Geliebter Finch Hatton hatten sich schon vor seinem Tod getrennt. Und nicht nur deswegen hat „Out of Africa“ nie als Liebesroman gegolten. Für mich wird er es bleiben seit dem Kinoabend des Jahres 1985. Und ich finde immer wieder die Belege dafür in diesem Buch, die Stellen, die eine Liebe bis ins Jenseits offenbaren: „Es gab eine Stelle im Gebirge auf der ersten Anhöhe im Wildreservat, die ich zu Zeiten, da ich gemeint hatte, ich würde in Afrika leben und sterben, selber Denys als meine Begräbnisstätte bezeichnet hatte. Abends, als wir vor dem Hause sitzend die Berge betrachteten, sagte er, dann wolle er gern auch dort begraben liegen.“

Über die Autorin

Als Karen Christence Dinesen kommt Tania Blixen am 17. April 1885 in Rungstedlund bei Kopenhagen zur Welt. Sie besucht Schulen in Kopenhagen, Paris und Rom, studiert Malerei an der „Royal Academy of Art". 1913 folgt sie ihrem Verlobten Bror von Blixen-Finecke, einem schwedischen Baron, nach Afrika. Nach der Heirat 1914 in Mombasa betreibt das Paar im kenianischen Hochland eine Kaffeeplantage. 1925 wird die Ehe geschieden, und Blixen wird alleinige Managerin der Farm, die sie jedoch 1931 verkaufen muss. Sie kehrt nach Dänemark zurück und beginnt zu schreiben. 1935 veröffentlicht sie „Sieben phantastische Geschichten", es folgen unter anderem der autobiografische Erlebnisbericht „Afrika. dunkel lockende Welt" (1937), der 1985 unter dem Titel „Jenseits von Afrika" verfilmt wird, und die Novellensammlung „Kamingeschichten"(1942). Durch die Spätfolgen einer Syphilis-Erkrankung verschlechtert sich Blixens Zustand und macht ihr das Schreiben unmöglich. Sie stirbt am 7. September 1962.

Evelyn Waugh: Wiedersehen mit Brideshead

Champagner und Erdbeeren

von Sabine Franke

Eigentlich und streng genommen ist das gar kein Liebesroman. „Wiedersehen mit Brideshead“ könnte man vielleicht einen Entwicklungsroman nennen, eine Lebensgeschichte oder das Porträt vom Niedergang einer Familie – wenn man schulmeisterlich, lieblos und zu penibel wäre. Es ist nämlich so, dass in diesem Roman alles drin ist, was einen Liebesroman ausmacht, und zwar üppig. Überhaupt ist es ein verschwenderischer Roman, was wohl daran liegt, dass er in den Zeiten des Krieges geschrieben wurde, als es von allem zu wenig gab außer von der Vergangenheit.

Der Roman beginnt mit dem Ende einer Liebesgeschichte: Charles Ryder bricht mit der Armee. „Hier starb meine letzte Liebe. Ihr Tod zeichnete sich durch nichts Bemerkenswertes aus. Als ich in dieser dunklen Stunde dalag, machte ich mir mit Entsetzen klar, dass etwas in mir, das schon seit langem dahinsiechte, in aller Stille gestorben war.“ Wie groß die Liebe war, zeigt sich meist erst im Verlust: „Ich nahm den leeren, gereizten Blick der Verständnislosigkeit in ihren Augen wahr und die egoistische harte Spannung in ihren Mundwinkeln. Ich wurde nur allzu vertraut mit ihren Nachlässigkeiten, dem starren automatischen Funktionieren ihres Charmes, ihrer Eifersucht und Selbstsucht, dem nervösen Spiel ihrer Finger, wenn sie log. Sie war jetzt allen Zaubers entkleidet, und ich sah in ihr eine unsympathische Fremde, an die ich mich in einem Augenblick der Verrücktheit untrennbar gebunden hatte.“ Man stelle sich vor, wie jemand, der so über die Armee spricht, über die Liebe spricht.

Daran hat es in Charles Ryders Leben vor dem Krieg nicht gemangelt. Dass die Leidenschaft bereits hinter ihm, in einer für immer verlorenen Vergangenheit liegt, sorgt für den nostalgischen Charme, der dieses Buch auf Anhieb zu einem Bestseller machte. Hier kommt alles vor, was das Herz begehrt. Die Stationen heißen Oxford, Venedig, Marokko, Paris – und immer wieder Brideshead. Den schlossähnlichen Landsitz der englischen Adelsfamilie Marchmain lernt er „an einem Tag von eigenartigem Glanz" kennen, an dem der exzentrisch-verträumte blonde Spross der Familie Champagner und Erdbeeren ins Automobil packt und mit Charles das Universitätsgelände hinter sich lässt. Charles verliebt sich in den maßlosen und melancholischen Sebastian, ohne das je auszusprechen. Er lässt sein geordnetes Leben hinter sich und taucht in eine Welt ein, in der opulente Gelage mit Künstlern, vornehme Abendgesellschaften und selbstvergessene Plaudereien mit den Töchtern der Marchmains an der Tagesordnung sind. In Charles erwacht die Liebe zur Malerei – und, verwirrt von der Ähnlichkeit mit ihrem Bruder, auch zu Sebastians kapriziöser Schwester Julia. Dass diese wiederum dem katholischen Glauben hingegeben ist und am Ende den Weg der Schuld und nicht den der Liebe wählt, besiegelt das Schicksal von Charles Ryder. Seine „heiligen und profanen Erinnerungen" tragen dennoch das Motto „Ich war in Arkadien". Er hat den idealen Ort gesehen, an dem alle Sehnsucht Erfüllung findet – Charles Ryder liebte das Glück.

Über den Autor

Waugh (1903–1966), der selber Anfang der 30er-Jahre zur römisch-katholischen Kirche konvertierte, brach ein Geschichtsstudium in Oxford ab, um Maler zu werden. Nach Stationen als Lehrer, Reporter und Kunsttischler fand er zur Schriftstellerei. „Wiedersehen mit Brideshead“ (1944) ist heute der bekannteste Roman des Dandys und Exzentrikers, er wurde 1981 mit Jeremy Irons und Laurence Olivier verfilmt.

Arno Schmidt: Schwarze Spiegel

Die erste ist die letzte Liebe

von Juli Zeh

Als ich zum ersten Mal im Leben verliebt war, nannte ich meinen Auserwählten „den ersten und letzten Menschen". Weil es vor ihm keinen gegeben hatte und weil es (wie ich fest glaubte) auch nach ihm keinen geben würde. Weil alles, was ich bislang gekannt, geglaubt, gewollt hatte, mit einem Schlag versank. Weil der Rest der Welt neben ihm und um ihn herum getrost zu Staub zerfallen konnte.

Die Welt, welche der Ich-Erzähler in Arno Schmidts „Schwarze Spiegel" auf einem alten Fahrrad durchstreift – sie ist zu Staub zerfallen. Die Städte, die er besucht, sind zu Freilichtmuseen geworden. Ihre Wohnzimmer, Amtsstuben, Parkbänke und Autos werden von Skeletten bevölkert. Auf den Konservendosen laufen die Haltbarkeitsdaten ab. In den Briefkästen verrottet die Post. Fünf Jahre sind seit der Atomkatastrophe vergangen, und der offenbar einzige Überlebende bejubelt die Apokalypse mit jedem neuen Tag. Denn spätestens durch den Akt ihrer eigenen Auslöschung hat die Menschheit bewiesen, was sie wert gewesen ist: nichts. Ein Rudel hoffnungsloser Idioten, das über Jahrtausende hinweg nicht aus seinen Fehlern gelernt hat. Dem es nicht einmal gelungen ist, sich an die einfachsten Regeln des Zusammenlebens zu halten. Und das sich zu allem Überfluss eine „Kultur" schimpfte, obgleich kaum ein Promille seiner Mitglieder in der Lage war, ein Wort von einem Begriff und einen Begriff von einer Sache zu unterscheiden. Kein Zweifel, der Erzähler ist glücklich: „Ich brauchte Niemanden!" – Er nährt und kleidet sich aus dem Müll einer untergegangenen Zivilisation. Seine erleichterten Hasstiraden finden kein Publikum. Seinen leiden-

schaftlichen Protestbrief an einen toten Historiker schreibt er ins Nichts. Die abwesende Menschheit ist der Schwarze Spiegel, der jedes Wort, jeden Blick, jeden Gedanken verschluckt.
Bis eines Tages auf ihn geschossen wird. Mit List entrinnt er dem Anschlag, und als er den Angreifer bewusstlos geschlagen hat, ist dieser – eine Frau. Die erste und die letzte. Sie heißt Lisa, hat graue Haare, ist dünn wie ein Kind und eher 50 als 35 Jahre alt. Nach Liebe fragt niemand. Zwischen ersten und letzten Menschen versteht sich die Liebe von selbst. Sie schließen Waffenstillstand, erst bis morgen Mittag, dann, „Gut – hauchte sie mit seltsamem Lächeln: also zunächst für hundert Jahre". Und er, der Einsame, Übriggebliebene, der Menschenhasser, nimmt Lisa mit aller denkbaren Zärtlichkeit bei sich auf. Er richtet ihr das Bad, kocht Essen und lässt sie (wenigstens in der ersten Nacht) beim Schlafen in Ruhe. Sie fordert seine Kindheitserinnerungen als Geburtstagsgeschenk und liest die Niederschrift „im Sessel, völlig zerküsst, unter der Stehlampe". – Lisa schießt auf 400 Meter präzise ohne Zielfernrohr. Lisa putzt das Haus. Man erntet Kartoffeln. Man macht Liebe. Man diskutiert den Determinismus und den Sinn von Literatur.

So sehr dem Erzähler die Menschen als dumm, plump, eigennützig und grausam erscheinen – so sehr ist Lisa weltgewandt, sinnlich und klug. Wie kann es sein, dass er, der die Menschheit mit ganzer Kraft hasst und täglich ihre Auslöschung feiert, nun ein Einzelwesen aus der Masse der Unerträglichen mit ebenso großer Kraft liebt? – Arno Schmidt zeigt, dass in diesem Paradoxon Segen und Fluch des menschlichen Miteinanders liegen. Am Ende zerbricht die erste und letzte Liebe am Zusammenstoß des Allgemeinen (Kälte, Dunkelheit, sinnlose Zerstörung) mit dem Besonderen (ein geteiltes Bett, loderndes Buchenfeuer im Ofen bei Nacht). Lisa muss den Erzähler verlassen: „Mir gehts zu gut bei dir". Sie erträgt es nicht, bei einem geliebten Mann „dicker und klassischer" zu werden. Sie kann, „entwurzelt durch 3 Kriege", nicht gegen das Zigeunerhafte ihrer Natur.

Und so bleibt er zurück, im leeren, verwaisten Land, mit einer Packung Streichhölzer in der Hand. Neben ihm wir, die Leser, ein Buch in Händen. „Je weiter sich also die Geliebte entfernt: desto tiefer dringt sie in uns ein." – Wer dem ersten und letzten Menschen noch nicht begegnet ist, der weiß nichts von der Tragik unserer Existenz. Der hat noch nicht in „Schwarze Spiegel" geschaut. Der hat nie geliebt.

Über den Autor

Arno Otto Schmidt kommt am 18. Januar 1914 in Hamburg zur Welt. Nach seiner Lehre als Lagerbuchhalter zieht die Wehrmacht ihn ein. Aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, entscheidet er sich für das Schreiben. 1949 erscheint sein Debüt, die Erzählung „Leviathan". Sein Fleiß grenzt an Lebensverzicht: Mit Radioessays und Übersetzungen aus dem Englischen (mehr als 20 Werke!) sichert Schmidt seinen Lebensunterhalt, schreibt nebenher Romane („Seelandschaft mit Pocahontas", „Das steinerne Herz", „Zettels Traum") und sogar eine Karl-May-Studie. 1958 zieht Schmidt nach Bargfeld in der Nähe von Celle, wo er den Rest seines Lebens verbringt. Am 3. Juni 1979 stirbt er an einem Hirnschlag.

Henri-Pierre Roché: Jules und Jim

Eine Geschichte außerhalb der Zeit

von Bertina Henrichs

„Jules und Jim“, schon beim Aussprechen dieser beiden zum Mythos gewordenen Vornamen, nickt der Zuhörer wissend: Ja, den Film von Truffaut hat er gesehen. Ein schöner Film, unvergesslich. Eine bewegende Dreiecksgeschichte. Damit scheint das Kapitel abgeschlossen. Ist es aber nicht. Denn warum ist die Verfilmung so gelungen? Weil ihr ein großer literarischer Text zugrunde liegt. Ein Roman von so klarer Schönheit, wie man nur wenige in seinem Leben zu lesen bekommt. Leider. Ich beneide all die, die ihn noch nicht kennen, denn sie haben ein einzigartiges Leseerlebnis vor sich. Eines jener Leseerlebnisse, für die man seine Arbeit schneller verrichtet als sonst und sich beeilt, nach Hause zu kommen, denn dort hat man ein Rendezvous mit einem Buch.

Ich schlage mein vergilbtes französisches Exemplar wieder auf und lese den ersten Satz: „C’était vers 1907„. Und bevor ich mich, wie schon so oft, wieder vom Rhythmus der Sätze in den Strom des Buches mitreißen lasse, denke ich, 100 Jahre soll es jetzt bald her sein?” Unglaublich. Die Geschichte, die mich seit meiner Jugend begleitet und mir so vor Augen steht, als habe sie sich gestern begeben, hat vor 100 Jahren begonnen? Aber so ist das wohl mit den mythischen Erzählungen, dass die Zeit keinen wirklichen Zugriff auf sie hat.

Der Roman erzählt in der Tat eine Dreiecksgeschichte, zwei Männer und eine Frau, Jules, der Deutsche, und Jim, der Franzose, lieben erst nacheinander, dann zeitgleich, dieselbe Frau, Kathe. Und man kann

sie verstehen, denn Kathe ist eine ganz besondere Frau. Eine abenteuerlustige, intelligente, witzige junge Frau von aparter Schönheit, die sich keinerlei Konventionen unterwirft, sondern das Leben in all seiner Komplexität zulässt und den Mut aufbringt, es so zu leben. Irrungen, Wirrungen, sexuelle Freiheit, gleichzeitig der Wunsch nach dem Absoluten, eine Gefährlichkeit, die durch den Alltag nicht abstumpft wird, denn mit Kathe und ihrer regen Fantasie scheint es keinen Alltag in diesem Sinne zu geben. Viel Liebe, viel Leid. Humorvoll erzählt, in kurzen, scharfen Sätze, die nur das Wesentliche erwähnen und alles andere auslassen.

Verschiedene Frauenfiguren durchziehen das Buch und das Leben der beiden Männer. Keine hat den Charme und die Kraft Kathes. Aber da ist nicht nur die doppelte Liebesgeschichte, die, ich will es mal verraten, trotz des guten Willens aller Beteiligten tragisch endet. Sondern ihr voraus geht eine andere Geschichte, die einer Freundschaft. Und diese Freundschaft ist ebenso stark wie die Liebe der beiden Männer zu derselben Frau. Vielleicht ist sie sogar noch stärker, dem Titel des Romans nach zu urteilen. In den ersten Sätzen schon lässt Roché sie entstehen, mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Schnelligkeit. Seine knappen, präzisen Worte erinnern an die Pinselstriche eines Malers, der mit wenigen Mitteln ein so lebendiges Porträt aufs Papier zaubert, dass der Betrachter staunenden Auges den Eindruck hat, es schaue ihn an. Der Vergleich hat nichts Zufälliges. Henri-Pierre Roché war zeitlebens ein Freund und Bewunderer der Maler seiner Epoche. Pablo Picasso, André Derain, Marie Laurencin, Francis Picabia, Max Ernst und Marcel Duchamp zählten zu seinen engen Bekanntschaften. Er hat lange Zeit als Kunsthändler gearbeitet oder – besser ausgedrückt – als Vermittler fungiert.

Und so beginnt die Geschichte logischerweise im kosmopolitischen Paris der Maler und Künstler, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihr Hauptquartier in Montparnasse aufgeschlagen hatten. Jules und Jim lernen sich kennen, weil der gerade in Paris angekommene Deut-

sche Jules am berühmten „Bal des Quat-z' Arts" dem Kostümball der Kunsthochschule, teilnehmen möchte und jemanden sucht, der ihn dort einführen kann. Diese Aufgabe fällt Jim zu. Und während Jules ein einfaches Sklavenkostüm aussucht, werden die beiden jungen Männer Freunde. Eine Art Freundschaft auf den ersten Blick, die schnell sehr intensiv wird und zu einem regen Austausch ihrer beiden Kulturen führt. Das erste Kapitel, das aus zwei Seiten besteht, spielt in Paris, und schon das zweite, ebenso kurz, endet mit dem Beschluss Jims, mit Jules nach München zu fahren.

Es ist also auch eine deutsch-französische Geschichte, eine der bewegendsten mit Sicherheit, geschrieben von einem Autor, der ein großer Kenner und Liebhaber der deutschsprachigen Literatur und gleichzeitig so durch und durch ein Kind seiner Stadt Paris war. Und so ist „Jules und Jim" auch aus diesem Grunde zum Mythos geworden, zumindest für all diejenigen Deutschen, die – wie ich – Frankreich zu ihrer Wahlheimat gemacht haben. Als ich mich vor 18 Jahren hier in Paris niedergelassen habe, da hatte ich diesen Roman schon in meinem Reisegepäck. Seitdem hat er mich nicht mehr losgelassen.

Henri-Pierre Roché war 74 Jahre alt, als sein Erstlingsroman zum ersten Mal 1953 bei Gallimard erschien. Angefangen zu schreiben hat er ihn 1942 in Dieulefit, als er von Franz Hessels Tod im Exil in Sanary-sur-Mer erfuhr. Dass „Jules und Jim" in fiktiver Form die Geschichte von Henri-Pierre Roché, Franz Hessel und Helen Hessel, geborene Grund, erzählt, ist ein offenes Geheimnis.

Ob man es weiß oder nicht, ändert nichts an der literarischen Größe des Buches. Aber man spürt in dem Roman eine innere Notwendigkeit. Und diese versteht man besser, wenn man erachtet, dass es sich um seine persönliche Geschichte handelt, die aber erst all die Jahre im Kopf des Autors reifen musste, um zu so schöner, klarer Literatur zu werden. Etwa so wie ein großer französischer Rotwein.

Über den Autor

Henri-Pierre Roché wird am 28. Mai 1879 in Paris geboren. Zunächst studiert er Politologie, sattelt später auf ein Studium des Zeichnens um. Auch dieses bricht er vorzeitig ab und betätigt sich auf seinen Reisen als Kunstsammler und Übersetzer chinesischer Gedichte. Während des Ersten Weltkriegs wird Roché der Spionage verdächtigt und inhaftiert. 1916 verlässt er Frankreich, um fortan in New York zu leben. Hier veröffentlicht er erste Erzählbände zwischen 1916 und 1920. Erst im Alter von 73 Jahren verfasst Roché seinen ersten und berühmtesten Roman „Jules und Jim“ (1953), mit dem er seiner engen Freundschaft zu dem deutschen Schriftsteller Franz Hessel ein Denkmal setzt. Als Klassiker der Nouvelle Vague gilt die mit internationalen Preisen ausgezeichnete Verfilmung des Romanerstlings von 1962 durch François Truffaut. Truffaut verfilmt ebenfalls Rochés zweites Werk „Zwei Mädchen aus Wales und die Liebe zum Kontinent“ und verhilft Roché so zu einem hohen Bekanntheitsgrad, der ihm zu Lebzeiten versagt bleibt. Roché stirbt am 9. April 1959 in Meudon.

Vladimir Nabokov: Lolita

Diese Liebe tötet

von Ulrich Woelk

Als ich „Lolita“ zum ersten Mal gelesen habe, war ich sonderbar enttäuscht. Ich war Anfang 20 und hatte mir von der Lektüre des skandalumwitterten Romans selbstverständlich versprochen, mich in die Protagonistin zu verlieben. Doch Vladimir Nabokov, der geniale russische Romancier mit amerikanischem Pass, der alte europäische Bildungsadlige in der Neuen Welt, hat – klugerweise – viel getan, um genau das zu verhindern. „Ich muss behutsam vorgehen“, heißt es an einer Stelle. „Es geht nicht an, dass ihr Kerle euch nun alle wie verrückt in meine Lolita verliebt!“ – Denn das Thema des Romans ist, wie vielleicht das aller großen Liebesromane, nicht die erfüllte, sondern die unerfüllte Liebe.

Humbert Humbert, tragischer Held der Geschichte, ist – wie Nabokov selbst – ein in den USA gestrandeter europäischer Intellektueller. Schon immer hat er sich zu jenen von ihm selbst „Nymphchen“ genannten Wesen hingezogen gefühlt, Kindfrauen, in denen er die Abgründe erotischer Leidenschaft zu erspüren glaubt. Lolita – eigentlich Dolores Haze, Tochter seiner verwitweten Zimmerwirtin in Ramsdale, einem Kaff in den Neuenglandstaaten – verfällt er sofort. Er heiratet die Mutter, die kurz darauf bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommt, und wird rechtmäßiger Vormund jener kleinen Person, deren emotionaler Sklave er längst ist.

Nabokov hat „Lolita“ auf Englisch geschrieben, und den Hauptteil des Romans würde man heute als Roadmovie bezeichnen. Humbert fährt mit seiner „Tochter“ quer durch die Staaten, pendelt von Motel

zu Motel, sich immer mehr aufreibend in der unerträglichen Spannung zwischen Erziehungsberechtigtem und Verfallenem. Und Dolores, Dolly, Lo, Lolita? Sie ist ein Kind: mürrisch, schutzbedürftig, launisch, verwöhnt, bestechlich, ängstlich, unschuldig. Und sie ist seine Geliebte: selbstbewusst, natürlich, grausam, weiblich, flatterhaft, instinktiv, verführbar.

Der Skandal um den Roman war wie immer die Folge eines Missverständnisses (oder ungenauer Lektüre). Denn wenn überhaupt, geht es in Lolita weniger um Sex mit Abhängigen als um Sex eines Abhängigen. Der eigentliche Skandal jeder Leidenschaft ist ihre selbstzerstörerische Wirkung. Die haushohe intellektuelle Überlegenheit Humberts gegenüber seiner ganz und gar bildungslosen Lolita zerfällt in ihrer Gegenwart zu nichts. Nicht seine minderjährige Geliebte, sondern seine Leidenschaft, und das heißt: seine Liebe vernichtet ihn. Am Ende sitzt er als Mörder dessen, der ihm Lolita schließlich fortnimmt, im Gefängnis. Doch noch ehe es zum Prozess kommt, stirbt er in der Haftanstalt an Koronarthrombose …

„Lolita“ ist kein Buch zum Verlieben, sondern ein Meisterwerk über die Liebe. Vladimir Nabokov wusste, dass es nicht darum gehen darf, sympathische Figuren zu erschaffen, sondern wahre zu gestalten. Nicht angenehme Gesellschafter des Lesers, sondern nicht zu rettende Wesen, verloren in ihren Sehnsüchten, einsam, abhängig, todgeweiht. Und heute lese ich „Lolita“ voller Bewunderung als großes, trauriges, tiefgründiges Bild des Daseins.

Über den Autor

Nabokov wird 1899 in St. Petersburg geboren. Er studiert zunächst am Trinity College in Cambridge französische und russische Literatur. Von 1922 bis 1937 lebt er in Berlin, dort heiratet er die Russin Vera Slonim und schreibt seinen ersten Roman: „Maschenka“. Später siedelt er nach Amerika über. Vladimir Nabokov stirbt 1977 im schweizerischen Montreux.

Tschingis Aitmatow: Dshamilja

Die Schönste

von Nils Minkmar

Es war irgendwann in den späten 50er-Jahren, als ein kirgisischer Tierarzt seine Diplomarbeit am sowjetischen Maxim-Gorki-Literaturinstitut ablieferte. Eine Arbeit, die so gut war, dass sie vielen Menschen bis heute nicht mehr aus dem Sinn geht.

So findet sich das Frühwerk des Tschingis Aitmatow auch nach weit mehr als 40 Jahren in allen möglichen Übersetzungen und Ausgaben in fast jeder Buchhandlung der Welt: „Dshamilja" ist nicht kleinzukriegen, weder durch die mittlerweile vergangene Zeit noch durch die Wechselfälle der Weltgeschichte, die den Autor jüngst sogar zum Botschafter der Republik Kirgisien in Brüssel gemacht haben.

„Die schönste Liebesgeschichte der Welt" hatte der französische Schriftsteller Louis Aragon das Buch einmal genannt. Und es ist vor allem das unübertreffbar Schlichte an „Dshamilja", das den Reiz ausmacht. Alles Wichtige über die kirgisische Kultur und die eigentlich sehr komplizierte historische Situation der Kirgisen im Stalinismus und im Zweiten Weltkrieg wird auf wenigen Seiten plaudernd mitgeteilt. So hat man den Hintergrund der Geschichte schnell und direkt vor Augen. Ohne Umschweife wird sie dann erzählt, ohne dass viel passiert. Die beiden dramatischsten Szenen drehen sich um das heldenhafte Schleppen eines überschweren Sacks Getreide und eine Fahrt auf dem Pferdewagen, während der wunderschön gesungen wird.

Die Story ist daher schnell erzählt: Drei Außenseiter treffen sich irgendwo im Abseits der Weltgeschichte. Der Zweite Weltkrieg tobt, die kirgisischen Männer sind Soldaten, in der Kolchose bleiben nur der junge Erzähler und die Frauen seiner Großfamilie zurück. Darunter seine Schwägerin Dshamilja, eine Wagenlenkerin und Pferdebeschwörerin, dazu noch von sehniger Schönheit, schlagfertig und tapfer. Ihr Schwager soll auf sie aufpassen, und das gelingt ihm, bis der scheue, stumme Danijar auftritt. Der soll beim Getreidetransport helfen; ein schräger Vogel, der kaum etwas sagt und ein abenteuerliches Leben hinter sich hat.

Erst wenn er singt, erscheint er in einem gänzlich neuen Licht: leicht, poetisch, weltoffen, von betörender Sentimentalität. Wie die Situation zwischen den dreien allmählich kippt, wie unmerklich die Signale sind, dass sich Dshamilja in den komischen Landarbeiter verliebt, während doch ihr Mann an der Front kämpft und dessen Bruder das Ganze registriert, aber irgendwie auch nicht – und schließlich nicht anders kann, als es zu billigen, das beschreibt dieses Buch meisterhaft. Man kann natürlich auch viel lernen, über Bräuche der Kirgisen, das Elend der Zwangskollektivierung und des Krieges oder die islamischen Wurzeln Kirgistans. Aber was man vor allem behalten sollte, ist dieses Bild von einem alten Pferdekarren in einer Sommernacht in der Steppe, während einer singt, die andere sich in ihn verliebt und der Dritte an Bord daran denkt, das alles zu malen. Oder aufzuschreiben, denn diese Geschichte ist selbst erlebt. Ein Glück, dass es im verrückten 20. Jahrhundert wenigstens dazu noch kam.

Über den Autor

Tschingis Aitmatow wird am 12. Dezember 1928 in Kirgisien geboren. Zunächst arbeitet er als Viehzuchtexperte in einer Kolchose. Anfang der 50er-Jahre wechselt er dann zum Maxim-Gorki-Literaturinstitut nach Moskau und wird Redakteur einer kirgisischen Literaturzeitschrift. Die Erzählung „Dshamilja“ (1958) verhilft ihm zu Weltruhm. Heute lebt er als Botschafter Kirgisiens in Brüssel.

Jack Kerouac: Maggie Cassidy

Wie das Wort bittersüß entstand

von Marcus Römer

1953 war Jack Kerouac auf dem besten Weg in die Verbitterung, in der er 16 Jahre später den Alkoholikertod sterben sollte. „On the Road“, das Buch, für das er heute berühmt ist, verkümmerte ohne Aussicht auf Veröffentlichung in den unteren Schubladen der Verlage. Zusammen mit seiner Mutter Gabrielle lebte er mehr schlecht als recht im ersten Stock eines kleinen Hauses auf der 134th Street im Kleine-Leute-Stadtteil Richmond Hill, Queens, eine U-Bahn-Stunde von Manhattan entfernt. Das Versprechen, das er seinem Vater Leo auf dessen Totenbett geben musste, sich um seine Mutter zu kümmern, hatte der junge, vom Leben berauschte, aber erfolglose Schriftsteller nicht einlösen können. Gabrielle arbeitete jeden Tag in einer Schuhmanufaktur im benachbarten Brooklyn – so, wie sie es schon als junges Mädchen in New England getan hatte. Außer den wenigen Dollars, die der damals 31 Jahre alte Kerouac manchmal als Eisenbahnarbeiter mit nach Hause brachte, gab es kein Einkommen. Das Kleingeld, das er 1950 mit seinem ersten und bis dato einzig veröffentlichten Roman „The Town and the City“ verdient hatte, war längst verbraucht.

Und doch: So produktiv und schreibbesessen wie in den frühen 1950er-Jahren war Jack Kerouac kaum jemals wieder. 1953 hatte er auf der Toilette seines Freundes William S. Burroughs in Mexico City „Doctor Sax“ geschrieben, bei einem Aufenthalt an der Westküste mit den Haiku-beeinflussten Gedichten des „San Francisco Blues“ die Lyrik für sich entdeckt, in Richmond Hill in drei Speed-beschleunigten Nächten „The Subterraneans“ („Be Bop, Bars und weißes Pul-

ver“) aufs Papier gehackt. Und er hatte sich an „Maggie Cassidy“ erinnert, seine große Jugendliebe aus seiner Heimatstadt Lowell, Massachusetts.

Die Geschichte beginnt am Silvesterabend 1938 in Lowell. Die Welt ist noch heil. Glenn Miller, Tommy Dorsey und Gene Krupa heißen die Helden der Zeit. Jack Duluoz, wie Kerouac sich hier nennt, kennt die romantischen Schmachtfetzen der Big Bands in- und auswendig. Zu Hause verschlingt er im nebligen Grau der Abende bei ungezählten Schachteln Ritz Crackers die Romane von William Saroyan und Jack London. Nachmittags hetzt er über das Footballfeld. Er ist schnell, er ist gut, ihm wird eine Karriere in Aussicht gestellt, ein Studium an der renommierten Columbia University in New York City, in einer Welt, die mit ihrem hektischen Glamour so ganz anders ist als das verschlafene, konservative, katholische Lowell mit seinen fest gefügten Vorstellungen dessen, was richtig ist und was falsch. An diesem Silvesterabend lernt der schüchterne Zagg, wie er für seine franko-kanadischen Freunde Scotty Boldieu, Albert Lauzon und Vinny Bergerac heißt, beim Tanz im Rex Ballroom Maggie Cassidy kennen – und sein Lebensweg gabelt sich. Maggie ist ein Jahr älter als der 16-jährige Jack, ein dünnes irisches Mädchen, aufbrausend, sinnlich, undurchschaubar und stur, aber Feuer und Flamme für den verträumten Footballstar Jack. Schnell hat der seine Schulhofflamme Pauline Cole vergessen und nimmt meilenlange Fußmärsche an eisig kalten Januarabenden auf sich, um Maggie auf der Veranda ihres braunen Hauses am Concord River einen sehnsuchtsvollen Kuss auf die Lippen zu drücken. Doch Maggie hat genaue Vorstellungen, wie ihr Leben verlaufen soll: Ein kleines Haus an den Gleisen, Jack arbeitet bei der Eisenbahn und kommt abends heim, sie ziehen ihre vielen Kinder groß. Ein normales, unscheinbares Leben, von dem Jack ahnt, dass es mit seinen Zielen nicht vereinbar wäre. Denn er will mehr: die Lichter der Großstadt mit ihrem prallen Leben, Dinnerpartys, die ihn als großen Schriftsteller feiern, Jazz in Harlem. Hin- und hergerissen zwischen seinen Gefühlen für Maggie und seiner Karrierelust

beginnt Maggies Leidenschaft für Jack langsam zu erlöschen; sie weiß, dass ihre Liebe keine Zukunft hat. Das Ende kommt bei einem großen Ball in der New Yorker Schule, die Jack mittlerweile besucht. Widerstrebend ist sie seiner Einladung nach New York gefolgt, doch sie fühlt sich mit ihrem selbst genähten rosafarbenen Kleid unwohl unter den Mädchen der High Society. Als sich eine über sie lustig macht, bricht sie in Tränen aus. Und Jack steht daneben wie ein Depp. Sie geht zurück nach Lowell, er bleibt in New York.

Man kann Kerouacs Oeuvre unterteilen in seine „Road Novels" wie „On the Road" („Unterwegs"), „The Dharma Bums" („Gammler, Zen und hohe Berge") oder „Desolation Angels" („Engel, Kif und neue Länder") und in seine „Home Novels" wie eben „Maggie Cassidy", „Doctor Sax" oder „Die Verblendung des Duluoz", obwohl Kerouac selbst – in seiner Bewunderung für Marcel Proust – immer nur von einem großen, zusammenhängenden Werk gesprochen hat, der „Legende des Duluoz", einer Mythisierung der eigenen Biografie. Doch ist seine unglaublich lyrische Prosa in seinen Heimatromanen umso vieles stärker und reicher als in den oft fahrigen Reisebüchern, für die er heute bekannt ist. In „Maggie Cassidy" ist jeder Kuchen zu riechen, der hinter den dunkelgelben Fenstern von emsigen franko-kanadischen Müttern gebacken wird. Die „gewaltigen, dunkelästigen, winterschwarzen" Bäume wiegen sich spürbar über dem Haupt des Lesers. „Maggie Cassidy" ist Kerouacs schönster Liebesroman, obwohl er sich auch mit „Tristessa" als Meister dieses Fachs behauptet hat. Er ist aber auch Bildungsroman und „Coming-of-age"-Novel aus einer Zeit, in der Begriffe wie Unschuld, Liebe und Lust noch Bedeutung hatten. „Maggie Cassidy" wurde 1959 veröffentlicht, sechs Jahre nach Fertigstellung des Romans. Und auch das nur, weil Kerouac 1957 mit „On the Road" zum Goldesel seines Verlages geworden war und plötzlich alle Welt eine Meinung zur „Beat Generation" hatte, als deren Vater er galt. Seine Heimatromane gehören zum Schönsten, was über Amerika geschrieben wurde. Und zum Traurigsten. Das Wort „bittersüß", in „Maggie Cassidy" hat es seinen Ursprung.

Über den Autor

Jack Kerouac wird am 12. März 1922 in Lowell, Massachusetts, geboren. 1950 veröffentlicht er seinen ersten Roman „The Town and the City“, wegen des Romans „On the Road“ (1957) gilt er als der „Propheten der Beat Generation“, ein Image, unter dem der Frankokanadier stark zu leiden hat. Kerouac stirbt am 21. Oktober 1969 infolge jahrelangen Alkoholmissbrauchs in St. Petersburg, Florida. Zuletzt lebt er bei seiner Mutter Gabrielle.

Stanislaw Lem: Solaris

Die Zeit der grausamen Wunder

von Konrad Lischka

Der Psychologe Kris Kelvin verlässt die Erde, verlässt die Stadt, wo sich seine Frau Harey vor Jahren umgebracht hat, verlässt den Ort, wo er etwas zu ihr gesagt hatte, „um sie am empfindlichsten zu treffen". Das hat er damals geschafft. Jetzt reist Kelvin zu einer Forschungsstation auf den Planeten Solaris, den wohl am weitesten von seiner Vergangenheit entfernten Ort im Universum. Und dort wacht Kelvin neben Harey auf. Oder neben einer Frau, die ihn an Harey erinnert? Sie sitzt morgens an seinem Bett, im weißen Strandkleid, barfuß, die Beine übereinandergeschlagen. Sie schaut ihn an, unentwegt. Und sie schweigt. Kelvin fragt: „Wie kommst du hierher?" Sie antwortet: „Ich weiß nicht. Ist das schlimm?"

So beginnt eine der aberwitzigsten, zugleich eine der berührendsten Liebesgeschichten überhaupt. Dass sie im Weltall spielt, ist ohne Belang. Das ist lediglich der Ort, an dem der im Frühjahr 2006 verstorbene polnische Autor Stanislaw Lem dieses grausame Wunder der Liebe durchspielen und sich dabei ganz auf die Psychologie seines Protagonisten konzentrieren kann, ohne allzu viel Aufwand auf einen Plot zu verschwenden, der glaubwürdig macht, dass eine Tote aufersteht. Dass das geschieht, glaubt Kelvin zunächst. Er sieht in dieser Frau an seinem Bett erst nur Harey. Ihre Stimme scheint ihm dieselbe zu sein, ganz dunkel, und auch der zerstreute Tonfall, „als liege ihr nicht viel an den geäußerten Worten, als sei sie schon mit etwas anderem beschäftigt, dadurch wirkte sie manchmal gedankenlos und manchmal wie ohne alle

Scham“. Kelvin will die Frau in seinem Zimmer beschreiben und spricht doch nur über seine verlorene große Liebe. Doch das ändert sich.

Denn Kelvin weicht nicht von ihrer Seite und sie nicht von seiner. Er verliebt sich. Er verliebt sich in diese Frau, die er erst als Harey sieht, die er dann nur noch Harey nennt, von der er langsam begreift, dass sie nicht Harey ist. Er stellt Berechnungen an, um zu prüfen, ob er halluziniert. Und er muss sich eingestehen: „Ich war nicht wahnsinnig. Der letzte Hoffnungsstrahl erlischt.“ Und je klarer ihm wird, dass da wirklich jemand ist, jemand, den er Harey nennt, in dem er manchmal Harey sieht, desto mehr empfindet er für diese Frau. Er fragt sich, was er da liebt. Seine Erinnerung? Ein Geschöpf dieses Planeten? Doch all die Zweifel sind belanglos, als sie ihn fragt: „Wie steht es zwischen uns?“ Da ist nur noch sein Gefühl da, das Gefühl für sie, die er Harey nennt. Sie hat Angst. Sie wacht nachts auf, zitternd, ruft in Furcht nach ihm: „Kris …? Bist du da Kris? Es ist so dunkel.” Und er tröstet sie. Er umarmt sie. Er drückt sie an sich, küsst ihre Hände, die nassen, salzigen Finger, beschwört sie, kniet sich vor ihr nieder, umarmt ihre Knie. Als sie sagt: „Ich liebe dich“, ist ihm zum Schreien. Er nennt sie Liebling. Und er zuckt zusammen: „Als ich das sagte, war mir selbst nicht klar, ob ich mich verstellte, aber auf einmal im Dunkeln umfasste ich blindlings ihren schlanken Rücken, und als ich das Zittern darin spürte, da glaubte ich an sie. Im übrigen weiß ich es nicht. Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass ich sie betrog, nicht sie mich, denn sie war nur sie selbst.“

Nein, wir erfahren nicht mit letzter Gewissheit, woher diese neue Harey kommt. Vielleicht ist sie ein Produkt von Kelvins Geist, der von Schuldgefühlen erdrückt eine neue Wirklichkeit schafft. Nur haben auf der Station alle Wissenschaftler Besucher wie Kelvin. Deshalb ist der Psychologe Kelvin hier: Ein Forscher hat sich umgebracht, die zwei übrig gebliebenen Besatzungsmitglieder verlassen kaum ihre Zimmer. Sie glauben, dass ihre Besucher wirklich sind,

vom Planeten Solaris auf Basis ihrer Erinnerungen erschaffene Lebewesen. Das ist der Rahmen, das ist aber nicht der Inhalt dieses Romans. Solaris erzählt nicht von einer Reise zu den Sternen, vom Kampf mit Außerirdischen, sondern von der Reise ins Ich, vom Kampf eines Menschen mit seinen Dämonen, von unser aller tagtäglichen Konfrontation mit dem großen unbekannten Etwas namens Bewusstsein.

Deshalb ist dieser Roman, den Lem im Winter 1959 im verschneiten Städtchen Zakopane in der Hohen Tatra schrieb, heute noch so aktuell. Andrej Tarkowski hat ihn 1972 verfilmt, 2002 dann Oscar-Preisträger Regisseur Steven Soderbergh (Kafka, Traffic, Oceans Eleven), viele deutsche Theater haben ihn für die Bühne adaptiert. Solaris ist weder eine Science-Fiction-Story noch eine herkömmliche Liebesgeschichte. Solaris ist einzigartig: ein Liebesroman und zugleich eine Reflektion dieser Liebe, der Möglichkeit der Liebe überhaupt. Kann ein Mensch einen anderen eigentlich wirklich kennen? Schätzen, mögen, lieben wir einen Menschen oder nur das Bild von ihm in unserem Kopf? „Ich kenn dich nicht, ich kenn dich nicht, was willst du …?", ruft Kelvins alter Kollege Snaut ihm zu, als er ihn zum ersten Mal auf der Raumstation sieht.

„Ich kenne dich nicht" – dieser Satz klingt den gesamten Roman über nach. Als Kelvin Harey gesteht: „Du weißt doch, dass ich dich liebe", fragt sie: „Mich?" Und dann, in der Nacht, versucht sie sich umzubringen, trinkt flüssigen Sauerstoff. Doch sie überlebt. Sie kann nicht sterben, sie scheint kein Mensch zu sein. „Das bin ich?", fragt sie ungläubig. Wer weiß das schon. Sie glaubt nicht, dass er sie lieben kann, so wie sie ist. „Du musst dich ekeln", schreit sie. Denn sie ekelt sich selbst: „Ich … ich selbst … auch. Wenn ich könnte. Wenn ich nur könnte …", stammelt Harey. „Dann brächtest du dich um?" fragt Kelvin. „Ja", antwortet sie. Und auf einmal merkt Kelvin, was geschehen ist. Er hat sich befreit. Und er hat sich verliebt. „Was war, ist vorbei. Das ist tot. Aber dich, hier, dich liebe ich." Ist es so? Will er

es? Will er es so sehr, dass sein Gehirn dieses Gefühl, den Eindruck dieses Gefühls erschafft, wie es diese Frau erschaffen hat?
Die beiden leben einige Wochen auf der Station zusammen. Sie flüchten sich in einen gemeinsamen Betrug, reden davon, die Station gemeinsam zu verlassen, sprechen über die Einrichtung ihres zukünftigen Hauses, streiten über die Hecke und eine Sitzbank. Doch Kelvin erkennt im Blick zurück: „Glaubten wir an das alles auch nur eine Sekunde lang? Nein. Ich wusste, dass es unmöglich war." Nie würde sie diesen Planeten, der sie geboren hat, verlassen, nie würde sie auf der Erde leben können. Und dann ist Harey weg. Zurück bleibt ein Zettel, wieder ein Zettel. Unterschrieben mit Harey. Und diesen Namen hat sie durchgestrichen, bevor es ihr gelang, sich umzubringen.

So endet dieses verunsichernde Buch, das uns sehr viel näher ist als die fast 50 Jahre seit Entstehen vermuten lassen. Lem schreibt nicht über andere Welten, über Technik oder die Zukunft. Er schreibt über uns, über das Menschsein. Sehr reflektiert, sehr distanziert, manchmal altväterlich. Doch er schenkt uns Sätze wie diesen: „Der ewige Glaube der Verliebten und der Dichter an die Macht der Liebe, die dauerhafter sei als der Tod, jenes ‚finis vitae sed non amor', das uns durch die Jahrhunderte verfolgt – das ist eine Lüge. Aber diese Lüge ist nur vergeblich, nicht lächerlich. Was sonst?" Und mit diesem Gedanken bleibt Kelvin auf Solaris, „in der Luft, worin noch die Erinnerung an ihren Atem war". Hoffnung hat er nicht. Aber das Letzte, was ihm davon noch verblieben ist, die Erwartung: „Ich wusste nichts, und so verharrte ich im unerschütterlichen Glauben, die Zeit der grausamen Wunder sei noch nicht um." Das ist das Leben.

Über den Autor

Als Arztsohn kommt Stanislaw Lem am 12. September 1921 im damals polnischen Lemberg zur Welt. Der Zweite Weltkrieg unterbricht Lems Medizinstudium: Er ist Mitglied des Widerstandes gegen die deutsche Besatzungsmacht und arbeitet als Hilfsmechaniker für eine deutsche Firma. Nach der Besetzung Polens durch die Rote Armee zieht Lem 1946 nach Krakau. Hier nimmt er sein Medizinstudium erneut auf und beginnt in seiner Freizeit, Geschichten zu schreiben. Sein erster Roman „Der Planet des Todes/Die Astronauten" wird 1951 veröffentlicht. Neben Science-Fiction-Romanen, Erzählungen und Fernsehspielen, deren zentraler Bestandteil stets auch philosophische Probleme sind, erscheinen ab Mitte der 50er-Jahre Lems wissenschaftliche Schriften, in denen er sich mit den Lehren von Futurologie und Fantastik auseinandersetzt. 1961 wird sein bekanntester Roman „Solaris" veröffentlicht, der mehrmals verfilmt wird. Weitere Romane und Erzählbände, wie „Die Sterntagebücher des Weltraumfahrers Ijon Tichy" (1961) oder „Fiasko" (1986), folgen. Nach langer Krankheit stirbt Lem am 27. März 2006 in Krakau.

Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein

Das Erzweib und der blinde Lügner

von Jan Drees

Ihr Name ist Lila. Und lila, nicht rosa erscheint auch das Leben durch jene zwielichtig lila getönte Blindenbrille, die ein Mann nach seinem schweren Autounfall aufsetzt. Doch er, Gantenbein, ist nicht wirklich blind, sondern spielt es nur. Auch Lila, seine spätere Geliebte, spielt Rollen: daheim die treue Partnerin, auf der Theaterbühne tragische Figuren. Die beiden sind ein Paar, ein glückliches und seltsames Liebespaar.

Warum begehrt das wunderschöne, Pelz tragende „Erzweib" ausgerechnet den blinden Lügner, der nur behauptet, sein Name sei Gantenbein? Warum bezahlt sie wie eine Mutter für den angeblich Mittellosen im Restaurant? Warum lebt Lila mit ihm, obwohl sie weiß, dass er sie hintergeht, dass er durchaus sehen, dass er bezahlen, dass er eigentlich uneingeschränkt durch die Welt gehen kann?

Lila liebt Gantenbein, weil er ihre Fehler und Verfehlungen nicht bemängelt. Würde er es tun, müsste er seine Rolle als Blinder aufgeben. Sie liebt ihn auch, weil er alle Nichtigkeiten von der „großen Schauspielerin" fernzuhalten weiß. Weil Gantenbein heimlich, aus dem Hintergrund, ihr Chaos ordnet, Aschenbecher leert und in ihrer Abwesenheit das Geschirr spült. Weil Lila durch ihn glauben kann, es gäbe Heinzelmännchen. Und weil „Lila als Contessa" vor ihm nichts verstecken muss, nicht einmal ihre Rauschgiftsucht, „da sie überzeugt ist, dass Gantenbein ihre Drogen nicht sieht". Also glaubt sie an seine Blindheit, sie glaubt ihm als Spiel. Sie glaubt und sie liebt, ja sie heiratet ihn sogar. Die Welt hält es für „einen schlich-

ten Wahnsinn“. Man gibt der Ehe höchstens einen „knappen Sommer“. Doch es funktioniert. Obwohl Lila mit ihrem Liebhaber Niels Siebenhagen fremdgeht, ständig mit diesem Mann, dessen Blumen so wunderbar sind, irgendwohin fliegt und ihren Gatten betrügt. Als Gantenbein Lila am Flughafen nach einem ihrer amourösen Abenteuer abholt, erkennt er den Nebenbuhler. Doch der Blinde darf ihn nicht erkennen. Diese Rolle rettet die Partnerschaft Lilas und Gantenbeins. Er steht immer zu seiner Frau. Er schlägt sich bei einer Theaterprobe auf Lilas Seite, widerspricht dem Regisseur mit den Argumenten eines Blinden, sagt etwa: „Ich höre den Unterschied.“

Dieser große, moderne Roman erzählt mit der Liebesgeschichte Gantenbeins und Lilas über Max Frischs großes Thema – das Spiel. Es hat ihn in vielen Variationen und Werken beschäftigt: das Spiel des Lebens zum Beispiel 1954 in „Stiller“, wo sich der Künstler Anatol Stiller als Jim White ein neues Leben erfindet, das Spiel mit und in Texten 1966 in „Biographie: Ein Spiel“. In „Mein Name sei Gantenbein“ heißt das Spiel Liebe. Die Hauptfigur taucht beispielsweise nicht nur als der Blinde Theo Gantenbein auf, sondern an anderer Stelle auch als Felix Enderlin. Beide Charaktere sind zugleich spielerische Möglichkeiten einer ganz anderen Figur. Und die stirbt zu Beginn bereits. „Ich stelle mir vor: So könnte das Ende von Enderlin sein“, sagt der Erzähler dort, „oder von Gantenbein?“ Wie komplex die Lebensentwürfe dieser längst toten erzählenden Figur auch sein mögen – die Geschichte von Gantenbein und Lila ist eine der schönsten Liebeserzählungen deutschsprachiger Literatur.

Über den Autor

Max Frisch wird 1911 in Zürich geboren. Er arbeitet anfangs als Journalist, ab 1942 auch als Architekt. Er schreibt Theaterklassiker wie „Biedermann und die Brandstifter“ (1958) oder „Andorra“ (1961) sowie zahlreiche Romane. „Stiller“ (1954) ist so erfolgreich, dass Frisch seinen Architektenberuf aufgeben kann. Später folgen „Homo Faber“ (1990 verfilmt von Volker Schlöndorff) und „Mein Name sei Gantenbein“ (1964). Max Frisch stirbt am 4. April 1991 nach einem langen Krebsleiden in Zürich.

Arno Schmidt: Julia, oder die Gemälde

Der Tote und sein Engel

von Joachim Bessing

Schon allein, dass er Fragment geblieben ist, macht diesen Liebesroman besonders. Wer will schon wissen, wie eine Liebesgeschichte ausgeht? Berührend ist vor allem der Anfang, das Bezaubernde, die Beschreibung einer schwerelosen Zeit, bevor der sogenannte Alltag Einzug hält. „Julia, oder die Gemälde“ ist vor allem die Geschichte eines solchen Anfangens, eines solchen Bezauberns.

Noch nicht einmal bis an die Mitte der Geschichte schaffte Arno Schmidt es mehr; das Typoskript endet auf der Hälfte der 100. Seite mit dem Satz „Ist Fleiß für Menschen & Tiere eine einfache (Lebens)Notwendigkeit?“. Am Morgen, nachdem er diesen Satz geschrieben hat, erleidet Schmidt einen Hirnschlag, wenige Tage später stirbt er. Der Roman rührt das Herz des Lesers auf zweierlei Weisen an. Das ist die Handlung, diese Liebesgeschichte zwischen dem Schriftsteller Leonard Jhering, Mitte 60, herzkrank und „klapp'rig“, der Ferientage in einer niedersächsischen Pension verbringt. Bei einer Schlossführung entdeckt er auf dem Gemälde eines niederländischen Barockkünstlers die Darstellung einer jungen Prinzessin. Und wie er das gemalte Mädchen betrachtet, muss er verwirrt feststellen, dass es lebendig wird. Auf einmal gähnt Julia.

Und da fühlt Jhering etwas. Eine Abwandlung der Liebe auf den ersten Blick … Von diesem Moment an spürt der alte Schriftsteller manchmal die kleine Hand Julias in seiner. Zwischen der meist unsichtbaren Schönen und dem schwindenden Autor entsteht ein liebevolles Gespinst. Arno Schmidt plante, dass Leonard Jhering am

Ende des Romans in das Gemälde eintreten sollte, um dort, an der Seite seiner Julia, die Zeit zu überdauern.

Wer „Julia“ liest, merkt: Hier hat sich ein kranker Autor ein letztes Mal ans Werk gemacht. Dass Schmidt den baldigen Übergang längst fühlte, zeigen die Motive des Schwindens und des Verschwimmens von Wirklichkeit und Bildwelt in dieser Geschichte. So ergeht es Jhering: „Plötzlich überfallen ihn ganz kurze scharfe Schwindelstöße – er hält sich an der nächsten Schulter und schreit dazu etwas in einer ihm unbekannten Sprache (3–5 sec lang)“, und so flüstert er mit Julia: „Ach, Du Mädchenfrau, daß ich endlich Deinen Atem holen kann!: was ich gedarbt hab'!“ So flüstert er – wohlgemerkt mit einem Gespenst. Diese Geschichte des Verschwindens, die „Julia“ auch erzählt, ist noch berührender als die schiere Handlung des Romans. Es ist die zarte, auch ängstlich vorgebrachte Begrüßung des Todes – oder wie es Julia beim ersten Abschied tapfer ruft: „Wir seh’n uns dann gleich wieder, gelt?! –: Ich sitz’ so lang und flecht mir meine Thränen durch die Finger! – Tschü–üs!!!“

„Julia“ ist eine große Liebesgeschichte, eine Entdeckung für alle, denen Arno Schmidt bislang unzugänglich erschienen ist. Und „Julia“ ist mehr: Jherings Flirt mit dem Engel weist lediglich auf diese hin: Ein Schriftsteller spürt sich gelockt zu dem Übertritt – fort aus dem Leben, ewig im Werk.

Über den Autor

Arno Otto Schmidt kommt am 18. Januar 1914 in Hamburg zur Welt. Nach seiner Lehre als Lagerbuchhalter zieht die Wehrmacht ihn ein. Aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, entscheidet er sich für das Schreiben. 1949 erscheint sein Debüt, die Erzählung „Leviathan“. Sein Fleiß grenzt an Lebensverzicht: Mit Radioessays und Übersetzungen aus dem Englischen (mehr als 20 Werke!) sichert Schmidt seinen Lebensunterhalt, schreibt nebenher Romane („Seelandschaft mit Pocahontas“, „Das steinerne Herz“, „Zettels Traum“) und sogar eine Karl-May-Studie. 1958 zieht Schmidt nach Bargfeld in der Nähe von Celle, wo er den Rest seines Lebens verbringt. Während seiner Arbeit an „Julia“ stirbt er am 3. Juni 1979 an einem Hirnschlag.

Gabriel García Márquez: Die Liebe in den Zeiten der Cholera

„Nur Gott weiß, wie sehr ich dich geliebt habe."

von Uwe Lippik

Kein guter Tag für den Arzt Juvenal Urbino, dieser Pfingstsonntag: Am Morgen muss der 81-Jährige den Selbstmord seines besten Freundes untersuchen, im Laufe des Tages wird er feststellen, dass dieser Mensch, den er zu kennen glaubte und verehrte, ein ganz anderer war, jahrelang heimlich eine Geliebte hatte. Am Nachmittag kommt auch Juvenal ums Leben, auf tragikomische Weise – er fällt von der Leiter, als er seinen entflohenen Papagei einfangen will: „Einen Augenblick schwebte er in der Luft, und da wurde ihm klar, dass er starb, ohne Kommunion, ohne Zeit, irgendetwas zu bereuen oder von irgendjemandem Abschied zu nehmen." Juvenals letzter Blick, schon getrübt „durch die Tränen des einmaligen Schmerzes, ohne sie sterben zu müssen", gilt seiner Ehefrau Fermina Daza, ebenso seine letzten Worte: „Nur Gott weiß, wie sehr ich dich geliebt habe."

So ein Abschied wäre eigentlich kein schlechtes Ende für einen großen Liebesroman, doch hier ist dies nur der Funken für das Aufglimmen einer längst erkaltet geglaubten Leidenschaft. Denn mit den Trauergästen betritt Florentino Ariza die Bildfläche. Er gesteht Fermina, dass er sie immer noch liebt, genauso wie damals, als sie ihn nach einer langen Werbung abgewiesen hatte, „vor 51 Jahren, neun Monaten und vier Tagen". Sie schmeißt ihn sofort raus: „Und lass dich nicht wieder blicken, so lange du lebst. … Und ich hoffe, das dauert nicht mehr lang." Doch schon in der folgenden Nacht, die sie in dem ungewohnt leeren Schlafzimmer verbringt, entdeckt die 72-jährige Witwe, „dass sie mehr an Florentino Ariza als an ihren toten Mann gedacht hatte".

Die Liebe in allen Lebensaltern zu untersuchen nannte der Nobelpreisträger Gabriel García Márquez einmal als Intention für seinen 1985 erschienenen und seiner Ehefrau gewidmeten Roman („Natürlich für Mercedes"). Es ist eine eigentlich ortsungebundene und zeitlose Geschichte, auch wenn sich die Handlung, obwohl explizit nie genannt, orten und datieren lässt: Die namentlich nicht genannte karibische Hafenstadt ist dem kolumbianischen Barranquilla nachempfunden, das Eingangskapitel spielt 1930.

Danach folgt zunächst in Rückblenden, weitgehend chronologisch und zum Teil parallel erzählt, die Vorgeschichte der beiden Protagonisten. Als Jugendlicher verliebt sich Florentino in das 13-jährige Schulmädchen Fermina, erlebt eine „sintflutartige Liebe", vergöttert Fermina in Hunderten von Liebesbriefen. Als er ihr schließlich einen Heiratsantrag macht, beendet Ferminas Vater die nicht standesgemäße Verbindung mit dem mittellosen Telegrafisten, nimmt die Tochter mit auf eine eineinhalbjährige „Reise des Vergessens". Telegrafisch halten die beiden Kontakt, doch zurückgekehrt entdeckt Fermina, dass ihre jugendliche Verliebtheit nur einer Illusion galt, dass die Briefe und Telegramme nichts mit der Realität zu tun haben. Statt der „Erschütterung der Liebe" steht sie vor einem „Abgrund der Ernüchterung". Sie macht Schluss, heiratet den begehrtesten Junggesellen am Ort, den Arzt Juvenal Urbino. Trotz eines Ehebruchs von Juvenal führen die beiden eine konventionelle, durchaus glückliche Ehe, erfahren eine „domestizierte Liebe".

Florentino ergänzt derweil die „illusorische Liebe" um „irdische Leidenschaft", tröstet sich mit amourösen Abenteuern, „in der Hoffnung etwas zu finden, das wie die Liebe war, aber ohne die Probleme der Liebe". Er macht Karriere, wird Präsident der karibischen Flussschifffahrtsgesellschaft. Über seine zahlreichen Liebschaften führt er Buch, kommt auf 622 Einträge, „die unzähligen flüchtigen Abenteuer ausgenommen". Am Tag, als Ferminas Ehemann stirbt und ihm den Weg frei macht, liegt er mit einer 14-Jährigen im Bett.

Und nun, als alles fast vorbei scheint, – „Wir stinken schon nach Geier“, hat bereits eine von Florentinos gleichaltrigen Geliebten festgestellt –, wirbt er erneut um seine Jugendliebe und wird diesmal für seine Beharrlichkeit belohnt. Fermina verliebt sich neu in Florentino, nun nicht mehr mit dem Schwarm der Jugend, sondern mit der Abgeklärtheit eines fast beendeten Lebens. Rund zwei Jahre nach Juvenals Tod finden sich die beiden zu ihrer Hochzeitsreise, dampfen mit der „Nueva Fidelidad“ („Erneuerte Treue“) über den Magdalena, „als hätten sie den harten Leidensweg des Ehelebens übersprungen, um ohne Umwege zum Kern der Liebe vorzudringen“, machen die Erfahrung, „dass die Liebe mit der Nähe zum Tod an Dichte gewann“. Auch wenn es eine Liebe „jenseits der Fallen der Leidenschaft“ ist, kommt es zur körperlichen Vereinigung, die García Márquez unbeschönigt, aber mit großem Respekt vor seinen Figuren beschreibt.

Als die Reise eigentlich zu Ende ist, lässt Florentino den Dampfer wenden und die Cholera-Flagge hissen, damit keine lästigen Passagiere das Glück stören können. So unbehelligt von den Anfeindungen der Welt, körperlich schon fast so zerstört wie die Natur zu Ufern des Flusses, fährt er mit Fermina den Magdalena hinauf und hinunter. Auf die unwirsche Frage des Kapitäns, wie lange „dieses Scheiß-Hin und -Zurück“ denn noch dauern solle, antwortet der fast 80-jährige Florentino, „seit 53 Jahren, sieben Monaten und elf Tagen und Nächten auf diese Frage vorbereitet: ‚Das ganze Leben.‘“

Über den Autor

Am 6. März 1927 geboren, wächst Gabriel García Márquez bei den Großeltern in der nordkolumbianischen Kleinstadt Aracataca auf. Nach dem Besuch des Jesuitenkollegs beginnt er ein Jurastudium an der Universidad Nacional de Colombia in Bogotá, das er allerdings 1950 abbricht, um sich der Literatur zu widmen. Als Journalist verfasst er zunächst kleinere Geschichten und Filmrezensionen, doch bald führt ihn seine Arbeit durch die Welt. Sein erster Roman „Laubsturm" wird 1955 veröffentlicht, der internationale Durchbruch gelingt ihm schließlich mit „Hundert Jahre Einsamkeit" (1967). Für dieses Werk wird er 1982 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Neben Reportagen, Drehbüchern, Kurzgeschichten und Erzählungen sorgt García Márquez vor allem mit seinen erfolgreichen Romanen für Aufsehen: „Chronik eines angekündigten Todes" (1981), „Die Liebe in den Zeiten der Cholera" (1985) und „Erinnerung an meine traurigen Huren" (2004) heißen einige seiner Titel. Im Jahr 2002 veröffentlicht der Schriftsteller seine Autobiografie unter dem Titel „Leben, um davon zu erzählen".

Philippe Djian: Betty Blue

Dieser Weg führt abwärts

von Thomas Lang

Ich war unruhig, als ich es wieder in die Hand nahm und darin blätterte. Was konnte bleiben von einem Roman, der einen mit 20 umgehauen hatte, noch dazu, wenn er von den Ekstasen und vom Leid einer bedingungslosen Liebe handelte? „Kannste", „haste", „willste", so eine auf schnoddrig gemachte Sprache klang mir noch im Ohr, dazu die vage Erinnerung an eine nicht gerade zurückhaltende Handlung mit einem Schriftsteller als Ich-Erzähler und einer durchgeknallten Frau – ausreichend Zutaten für eine richtig schlechte Story. Dazu kam, dass ich das Buch seinerzeit im Bett gelesen hatte, und das nicht allein. Womöglich hatte ich die Intensität und Qualität meiner Gefühle damals einfach mit der des Romans verwechselt. So was soll schon vorgekommen sein.

Um es gleich zu sagen: Ich wusste nach einer halben Seite, dass ich es wieder mögen würde. Betty Blue ist überaus präzis konstruiert, es lässt einem über 400 Seiten keine Atempause. Ein Roman sei wie eine B 52, etwas in der Art hat Philippe Djian irgendwo geschrieben. Man müsse ihn erst mal zum Abheben bringen. Betty Blue ist schon beim ersten Satz auf Flughöhe. Ein Senkrechtstarter. Ein Mann Mitte 30, dessen Lebensfazit lautet: Es bringt nichts, sich für irgendwas krummzulegen. Außer für die Liebe, außer für eine Frau von der Art Bettys. „37,2 Grad am Morgen", so der Originaltitel des Buches, meine nicht etwa den heißen Sommer, in dem die Handlung einsetzt, sondern die Vaginaltemperatur einer Frau nach dem Schlafen, ließen wir uns damals wissen. Und damit ist eigentlich alles gesagt. Es geht um Sex als eine der stärksten Triebfedern des Lebens, es geht

um Liebe als eine Art Hort in diesem Leben, das grundsätzlich gleichgültig, wenn nicht feindlich wirkt, und es geht um die Unbeständigkeit dieser Zuflucht. Philosophisch mag das trivial sein, packen ist es allemal.

Auf rührende Weise (jedenfalls für alternde Jugendliche) erzählt „Betty Blue“ auch von einer untergegangenen Welt. Da heißen die Männer noch „Typen“, und sie erleben jede Menge Mist, aber sie stecken nicht auf. Es sind entweder richtige Schweine oder ehrliche Häute mit einer handhabbaren Vorstellung von Gut und Böse. Sie stehen aufrecht bis zum letzten Schlag, dennoch sind sie gefühlvoll. Und die Frauen … Quatsch, es geht um die Frau schlechthin. Betty ist Sexidol und Temperamentbündel, Göttin und Furie, aber auch alles Leidende, Opfer. Eine Männerfantasie? Sicher.

Der gemeinsame Weg von Betty und (wie er im Film heißt) Zorc ist mit Schwierigkeiten übersät. Immer brät das Leben ihnen eins über, und Betty fällt es immer schwerer, wieder aufzustehen. Komisches wechselt mit Tragischem, das Glück ist nie von langer Dauer. Der Leser spürt das unbedingt Menschliche in dieser Ikone unter den Liebesromanen der 80er. Der Dunst des schlimmen Endes liegt von Anfang an über dieser Geschichte. Der Weg, zumindest für Betty, führt abwärts, und seine Stationen erregen Mitleid und Wut. Die Versuche des Ich-Erzählers, der abrutschenden und schließlich ihm entgleitenden Betty etwas Halt zu geben, bewegen. In einer der schönsten Szenen des Romans schenkt er ihr ein Stück Land mit einer Hütte drauf. Doch Bettys Platz in der Welt wird kurz darauf von einem gigantischen Gewitter zerstört.

Djian kleckert nicht, er hält sich nicht mit überflüssigen Feinheiten auf. Der Schriftsteller polemisiert gegen einen ihm verblasen erscheinenden Literaturbetrieb und provoziert (in den friedensbewegten 80er-Jahren) mit der häufigen Verwendung militärischer Metaphern für die Liebe. Die Witterung ist fast immer extrem –

heiß, kalt, stürmisch, windstill. Es gibt nichts Laues. Es wird geprügelt und geschossen, getrunken, geschuftet, gefaulenzt, geliebt. An der Seele wird nicht groß rumgedoktert, Ich und Welt erscheinen als gegebene Fakten. „Vitalismus“ hieß so was mal. In jedem Fall wirkt es kraftvoll.

Betty Blue ist ein junges Buch, es malt das Leben in den kräftigen Farben, die einem an der Schwelle zum erwachsenen Leben noch die einzig richtigen scheinen. Und das auf einem hohen Level. – Bier kalt stellen, sich ein Wochenende Zeit nehmen und es wegfetzen: wunderbar.

Über den Autor

Philippe Djian wird am 3. Juni 1949 in Paris geboren. Sein armenischer Vater arbeitet als Schaufensterdekorateur, seine Mutter ist Hausfrau. Ein Studium der Literaturwissenschaft an der Universität Vincennes bricht Djian genauso nach wenigen Monaten ab, wie eine Ausbildung an einer Schule für Journalismus. Stattdessen entscheidet er sich dafür, praktische Erfahrungen zu sammeln, und arbeitet vorwiegend als Journalist für die französische Presse. Sein Ziel führt ihn von Frankreich über New York nach Kolumbien. Nachdem er mit dem Journalismus abgeschlossen hat, findet Djian in Frankreich Beschäftigung als Lektor und Buchhändler. 1978 beginnt er als Romanautor zu arbeiten und veröffentlicht 1981 seinen ersten Erzählband „50 contre 1“. Weltweit bekannt macht ihn 1985 sein Roman „Betty Blue, 37,2 Grad am Morgen“, den Jean-Jacques Beineix im folgenden Jahr äußerst erfolgreich verfilmt. Mit „Pas de deux“ (1991), „Matador“ (1993) und „Die Frühreifen“ (2005) erscheinen weitere Romane. Für den Schweizer Sänger Stephan Eicher verfasst Djian seit 1989 außerdem regelmäßig Chansontexte.

Angeles Mastretta: Mexikanischer Tango

Eine mexikanische Liebe

von Vito von Eichborn

Er ist über 30, machthungriger General und ehrgeiziger Politiker, sie ist 15 und naiv, als er sie entjungfert und, quasi ohne sie zu fragen, wenig später heiratet. Drumherum: die mexikanische Revolution und ihre Folgen, politische Machtkämpfe, heimtückische Morde, hemmungslose Betrügereien. Die Männer sind Intriganten oder Dummköpfe, meistens beides, die Frauen sowieso überwiegend dumm, Trinen oder Puten. Die Männer gehen allesamt fast öffentlich fremd, die Frauen eher heimlich. Die ganze Gesellschaft ist verlogen und neidisch, ineinander verbissen und aufeinander angewiesen in diesem ebenso actionreichen wie fast satirischen Wettkampf von allen gegen jeden. Mittendrin: unsere Heldin, die uns das alles schonungslos erzählt.

„Er rannte Dingen nach, von denen ich nichts verstand. Für ihn war ich eine Göre." Mit 17 wird sie Mutter, wenig später zum zweitenmal. Der General bringt zwei seiner Kinder aus einer frühen Liebschaft nach Hause, die so alt sind wie seine Frau, irgendwann weitere vier Mädchen von einer anderen Frau. Es gelingt ihm, durch rundherum verlogenen Wahlkampf und Intrigen seine Konkurrenten auszuschalten, er wird Gouverneur der Provinz. So findet sie sich nach ein paar Ehejahren wieder: „Ich war die Mutter seiner Kinder, die Frau in seinem Hause, war seine Gattin, sein Dienstmädchen, sein Gespött und seine feste Gewohnheit."

Als perfekte Gastgeberin beobachtet sie, wie die Herren „ihre besseren Hälften am Ellbogen führten, als wären deren Arme Henkel von

Mokkatässchen“. Und während die Machthaber sich gegeneinander ausspielen, redet die Damenrunde „von Entbindungen, Dienstmädchen und Frisuren“ in der „Wunderwelt der Weiblichkeit“. Eine von ihnen gibt ihr Jawort, „nach der Heirat wuchs ihr Standesdünkel zum Umfang der Brieftasche ihres Mannes“.

Während der Gouverneur überall Mätressen unterhält, erlebt unsere Heldin fast vor seinen Augen eine wahnsinnig innige Liebesgeschichte mit einem Musiker, bis der aus politischen Gründen umgebracht wird. Ihre Freundinnen gehen fremd, eine erzählt, wie sie verkleidet im Bordell die Männer beim Schwanzvergleich beobachtet. Und der unpassende Freund von der Tochter unseres Generals stirbt bei einem nie geklärten Unfall; sie bekommt einen anderen Ehemann, dessen Familie ihm nützlich ist.

Dieses Buch ist also knallvoll mit allem, wie das Leben so spielt. Die politischen und gesellschaftlichen Hintergründe werden plastisch geschildert, das Drunter und Drüber der Familien, die sexuellen Eskapaden und geschäftlichen Ränke, Tod und Geburt. Doch in Wirklichkeit ist dies eine Liebeserklärung an das Leben und an Mexiko. Und es ist ein Liebesroman – man glaubt es kaum: Im Grunde ihres Herzens liebt unsere Heldin ihren so buchstäblich mörderischen Machtgeier. Er hat ihr alles beigebracht, sie ist alles durch ihn, und sie liebt seinen schelmischen Blick. Und umgekehrt: „Du bist mein bestes Weib und mein bester Kerl, du gerissenes Luder“, sagt er zu ihr, als sie bereits dabei ist, ihn allmählich mit giftigem Tee aus dem Weg zu räumen, um endlich frei zu sein.

Über die Autorin

Angeles Mastretta wird am 9. Oktober 1949 in Puebla, Mexiko, geboren. Mastretta studiert Journalistik und arbeitet nach ihrem Abschluss für zahlreiche Tages- und Wochenzeitschriften. Große Anerkennung erntet sie mit ihrer Kolumne „Del absurdo Cotidiano" (Über die täglichen Absurditäten), die sie bis heute für die Abendzeitung „Ovaciones" verfasst. Sie unterrichtet an ihrer ehemaligen Universität, wird schließlich zur Direktorin des universitätseigenen Museums ernannt und ist zudem als Mitherausgeberin verschiedener Zeitschriften tätig, für die sie unter anderem auch Kolumnen schreibt. Mit „Arráncame la vida" veröffentlicht Mastretta 1985 ihr Debüt als Romanschriftstellerin, das ihr gleich den renommierten mexikanischen Literaturpreis Mazatlán einbringt. In den Folgejahren erscheinen mit „Mexikanischer Tango" (1988), „Frauen mit großen Augen" (1992) und „Emilia" (1998) weitere erfolgreiche Romane. 1997 wird Mastretta mit dem Rómulo Gallegos, dem namhaftesten lateinamerikanischen Literaturpreis, ausgezeichnet.

Günter Grass: Unkenrufe

Der Tod kommt auf der Hochzeitsreise

von Artur Becker

Als 1992 die satirische Erzählung „Unkenrufe“ von Günter Grass veröffentlicht wurde, erntete sie überwiegend negative Kritik – die Figuren seien klischeehaft, die Story unrealistisch und die dargestellte Liebesbeziehung fad: Sie zünde nicht wirklich. Die Geschichte spielt in Gdańsk, zur Zeit der Wende. Sie erzählt von der folgenreichen Begegnung zwischen einem Witwer und einer Witwe, dem westdeutschen Kunsthistoriker Alexander Reschke und der polnischen Restauratorin Aleksandra Piatkowska. Reschke ist auf der Suche nach seinen Danziger Kindheits- und Jugendspuren, Piatkowska lebt in Gdańsk. Sie verlieben sich ineinander und gründen gemeinsam eine deutsch-polnische Friedhofsgesellschaft, um damit einen Beitrag zur Versöhnung zwischen ihren Nationen zu leisten. Das Projekt wird zwar sehr erfolgreich (politisch und finanziell), doch die beiden Idealisten scheitern an der Geldgier der Mitgesellschafter, zum Teil auch an den unüberwindbaren Unterschieden zwischen der germanischen und der slawischen Seele. Auf der Hochzeitsreise durch Italien kommt das Liebespaar bei einem Autounfall um.

Mir, dem gebürtigen Polen, war in diesem Buch nichts unbekannt, ja, nicht einmal dem Klischeehaften zu nahe gekommen, zum Beispiel was die Darstellung der polnisch-deutschen Alltagsschwierigkeiten und Missverständnisse angeht. Als zum Ende der Erzählung die Unkenrufe in der Friedhofsgesellschaft immer lauter werden, sagt Aleksandra Piatkowska: „Deutsche sind hungrig immer, auch wenn sie sind satt schon.“ Fürwahr, es wimmelt im Text nur so von solchen Vorurteilen.

Doch der äußere Handlungsrahmen hat mich während der Lektüre eher weniger interessiert, genauso wenig wie die ewigen Vorurteile. Was mich anspornte, weiterzulesen, war die Liebesgeschichte zwischen dem Kunsthistoriker und der Restauratorin, zwei Utopisten im Rentenalter. Mein erster Gedanke war, dass auch ich eines Morgens als 60-Jähriger aufwachen und mich fragen werde, ob ich denn überhaupt noch zur Liebe fähig bin. Unsere männlich-weiblichen Spiele und Ehen scheitern viel zu oft an der Langeweile und Lüge. Wir brauchen ständig neue Reize, neue Ideen, damit wir die Liebe am Brodeln erhalten können. Alexander und Aleksandra, den beiden Unken von Grass, ist es gelungen, 60-jährig eine neue Liebe zu finden. Dafür brauchten sie jedoch eine zündende Idee – etwas, was größer war als sie, weil nur so, wenn wir eine Idée fixe haben, unser Geist wach bleiben wird und empfindsam für jedes verwegene Gefühl. Ich bin gespannt, ob ich im Jahre 2028, sollte ich dann noch ein Erdling aus Fleisch und Blut sein, meiner Liebe immer noch treu sein werde. Oder ob ich eben einem Fixstern begegne, der in mir das alte Feuer des Eros wieder entfachen wird. Der Körper wird verfallen und zum Schluss verschwinden. Das Herz hoffentlich nicht.

Über den Autor

Günter Grass, geboren 1927 in Danzig-Langfuhr, ist wohl der berühmteste deutsche Dichter der ehemaligen Freien Stadt, die heute Gdańsk heißt. 1999 erhielt Grass den Literatur-Nobelpreis. Der „Blechtrommel"-Autor möchte nicht auf dieses Buch reduziert werden. Seiner Danziger Trilogie („Die Blechtromme"l, 1959; „Katz und Maus", 1961; „Hundejahre", 1963) folgten viele meinungspolarisierende Prosawerke, unter anderem „Das Treffen in Telgte", „Ein weites Feld" und „Im Krebsgang". Die schonungslose Auseinandersetzung mit der Nazizeit, die Grass immer wieder verlangte, forderten Kritiker von ihm ein, nachdem er jüngst in seiner Autobiografie „Beim Häuten der Zwiebel" beiläufig gestand, Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein.

Alessandro Baricco: Seide

So fühlt sich Verliebtsein an

von Nora Bossong

Das Jahr 1861 könnte für den französischen Seidenraupenhändler Hervé Jancour den Anfang vom Ende bedeuten: Eine Seuche, die bereits die wichtigsten Zentren der europäischen Raupenzucht befallen hat, breitet sich bis nach Afrika und Indien aus. Keinen noch so entlegenen Winkel der Erde scheint es mehr zu geben, der verschont geblieben ist. Doch der Spinnereibesitzer Baldabiou weiß einen Ausweg und schickt Jancour auf eine weite Reise. Nichts Geringeres als das Ende der Welt ist das Ziel oder auch: Japan.

Jancour verlässt sein Heimatstädtchen Lavilledieu und seine Frau Hélène, überquert Ländergrenzen, Steppe, Gebirge und die See. Mit verbundenen Augen lässt er sich in ein Bergdorf führen, wo er sich bald am erfolgreichen Ende seiner Expedition glaubt. Doch bevor er mit der kostbaren Ladung seine Heimreise antreten kann, wünscht der geheimnisvolle Adelige Hara Kei ihn zu sehen. „Hara Kei saß mit gekreuzten Beinen im hintersten Winkel des Raumes auf dem Boden. Er trug ein dunkles Gewand und keinen Schmuck. Das einzige sichtbare Zeichen seiner Macht: eine reglos neben ihm liegende Frau. (…) Er fuhr ihr mit der Hand langsam durchs Haar. Es sah aus, als streichelte er das Fell eines kostbaren, schlafenden Tiers."

Sehr leise, beinah nüchtern scheint diese Szene beschrieben zu sein, doch Baricco versteht es meisterhaft, den wenigen Dingen, mit denen seine Schauplätze ausstaffiert sind, Bedeutung zu geben. Die Frau, von Schlichtheit umgeben, strahlt dadurch umso stärker den Glanz jener mysteriösen Herrschaft des Adeligen aus, mehr noch:

Sie wird zu diesem Glanz. Nicht nur dies ist es, was Jancour so sehr in seinen Bann zieht. Wie ein Ritornell taucht eine Beobachtung Jancours immer wieder auf: „Und was er sah, ohne daß er aufhörte zu reden, war, daß diese Augen nicht asiatisch geschnitten waren." Es ist das unerwartet Vertraute, das ihm in der exotischen Fremden plötzlich begegnet und nicht wieder loslässt.

Durch das literarische Mittel der Wiederholung, das in diesem Text ungewöhnlich großzügig eingesetzt wird, entfaltet sich ein virtuoses Spiel aus Zeitraffung und -dehnung. Über Jahre hinweg reist Jancour immer wieder zu jener Frau zurück und erreicht sie dennoch nie. Ihre Stimme wird er nicht hören, es bleibt bei den Blicken, die sie wechseln und aus denen eine Sehnsucht entsteht, die selbst an den traurigsten Stellen nichts von ihrer Eleganz verliert.
Bariccos Ton, seine sparsam gesetzten Pinselstriche, in denen er Personen, Handlungen, aber vor allem eines: die Sehnsucht, entstehen lässt, entspricht auf wunderbare Art genau dem, was er erzählt. Dass dieser Ton, der durch Feinheit und Schwerelosigkeit brilliert, seine Grenzen hat, zerbrechen kann an einer zu schweren Geschichte, mag man in anderen Büchern von Baricco finden. Doch „Seide" ist einer jener seltenen Glücksfälle, in dem ein Autor genau die Geschichte gefunden hat, die er, und nur er, so einmalig erzählen kann.

Es ist ein schmales Buch, die Handlung, überspannt sie auch den halben Globus, bleibt doch stets konzentriert auf jenen Zauber, dem Jancour in der Fremde begegnet ist.
„Ohne die leiseste Regung
schlug dieses Mädchen
plötzlich
die Augen auf."
Baricco schreibt in „Seide" keine ausufernde Geschichte der Liebe, vielmehr gibt er die Verliebtheit selbst zu spüren, jene Leichtigkeit, die viel zu schnell vorüber ist und doch, dauerte sie länger an, womöglich etwas von ihrer Magie einbüßte.

Auf welcher Länge lässt sich von Sehnsucht erzählen? In nicht weniger als 65 Kapitel teilt sich der Roman auf und benötigt zugleich nicht mehr als 130 Seiten. In jedem Fall findet man kein Wort zu viel darin. Aber auch keines zu wenig. Genau diese Balance macht den Roman so einzigartig und zu dem, was Jancour am Ende des Buches über sein eigenes Leben denkt: „Ein schwereloses Schauspiel" ist es, das dem Leser hier geboten wird.

Über den Autor

Geboren am 25. Januar 1958 in Turin, studiert Alessandro Baricco zunächst Philosophie und Musikwissenschaft. Nach dem Abschluss arbeitet er als Musikkritiker für verschiedene Tageszeitungen und leitet die Literatursendung „Pickwick" im italienischen Fernsehen. Mit „Land aus Glas" erscheint 1991 Bariccos Debütroman, für den ihm in Frankreich der renommierte Prix Médicis Étranger verliehen wird. Die Erzählung „Seide" (1997) beschert ihm einen internationalen Sensationserfolg, seine Romane werden nicht nur in seinem Heimatland zu auflagenstarken Bestsellern, und Baricco wird von den Medien als Kultautor gehandelt. Der Roman „City" folgt 2000, die Erzählung „Ohne Blut" im Jahr 2002. Baricco gibt nebenbei Kurse für „Kreatives Schreiben" an der von ihm mitbegründeten Scuola Holden in Turin, betätigt sich außerdem im musikalischen Bereich, wie zum Beispiel mit der französischen Band Air. Sein literarischer Durchbruch „Seide" wird 2006 von François Girard mit Keira Knightley und Michael Pitt in den Hauptrollen verfilmt und läuft 2007 im Rahmen der Filmfestspiele in Cannes.

John Updike: Gertrude und Claudius

Eine Liebe zergeht

von Herbert Genzmer

Gertrude, die 16-jährige Tochter des greisen Königs Rorik von Dänemark soll Horwedil, den Recken aus Jütland, heiraten, die blonde Bestie, wie sie ihn mehrmals nennt, den „Hammer". Ihr Versuch, sich dem Vater zu widersetzen, scheitert an der Staatsräson, und so wird es eine freudlose Winterhochzeit, die nicht einmal in der ersten Nacht vollzogen wird, weil der Gatte zu betrunken ist. Das Erkennen der Eheleute erfolgt am nächsten Tag. Frucht der Verbindung wird Hamlet, ein abweisender, brütender Schweiger, aus Sicht der Mutter. Dann kommt Fengon an den Königshof. Der jüngere Bruder, des nun gekrönten „Hammers" ist ganz anders als der tumbe Monarch, er ist weltgewandt, olivenhäutig, dunkeläugig, sprachgewandt. Gertrude mag ihn, mag ihn bald mehr als ihren Gatten. Als sie die Ehe mit dem „Hammer" nicht mehr ertragen kann, bricht ihre Liebe zu diesem Fengon auf, wie eine reife Frucht: „… alles Unreine in ihr erwachte und wurde rein (…) und all das brach jetzt hervor im fiebrigen Taumel ehebrecherischer Paarung."

Updike zeigt Fengon als romantischen Liebhaber. Im „shakespeareschen" Hamlet indes ist er der Bösewicht, Gründe und Hintergründe dieser Konstellation enthüllt Updike. Er erzählt die Vorgeschichte bis zu dem Augenblick, in dem Shakespeares Handlung einsetzt. Dabei bezieht sich Updike auf dieselben Quellen wie Shakespeare. Als der „Hammer" den Ehebruch entdeckt und den beiden einen verheerenden Tod androht, träufelt Fengon dem schlafenden Bruder byzantinisches Gift ins Ohr und ermordet so den Bruder. Fen-

gon und Gertrude sind Schwager und Schwägerin, was in jener Zeit eine inzestuöse Beziehung war, aber sie heiraten und werden das neue Königspaar.

Das Paar als Urzelle der Gesellschaft ist Updikes wiederkehrendes Thema. In „Gertrude und Claudius“ verwandelt er es gleich in mehreren Konstellationen: als altes Ehepaar, dessen Lust erloschen ist, eigentlich nie richtig loderte; als Ehebruch mit verzehrender Sehnsucht nach dem Geliebten, wenn Gertrude „nachts die Umarmungen des Tages noch einmal durchlebte und ihre Kissen vor Hunger nach ihrem Geliebten leckte, ihrem Erlöser vor der abstumpfenden Leere des Ehelebens“; als neu geschaffenes Paar, das langsam aus der Hitze der Lust in die Fahrrinne des Ehelebens gleitet. Doch Fengon erhält nicht nur die Geliebte zur Frau, er tritt nach dem Tod des Bruders, der offiziell an einem Schlangenbiss starb, das Erbe des Königreichs an. Gertrude ahnt bald, dass ihr feuriger Liebhaber, verschlungen von den Interessen des Staates, dem „Hammer“ immer ähnlicher wird. Wieder landet ein Paar im Hafen der Ehe, wieder zergeht die Liebe unweigerlich, verglüht die Lust.

Eine üppig geschliffene Hommage an Shakespeare, eine Ehrung an die Liebe, eine mit wunderbarer Meisterschaft erzählte Liebesgeschichte über alle Aspekte dieses Gefühls, reich an ausufernden Gefühlen, prall an Leben, ein Lobgesang auf die Lebens- und Liebeskraft – all das ist Updikes „Gertrude und Claudius“. Die Verführungsszene zwischen den beiden Hauptfiguren ist eine der eindringlichsten, eine der schönsten, die John Updike je geschrieben hat.

Über den Autor

John Updike wurde 1932 in Shillington, Pennsylvania, geboren. Zwischen 1955 und 1957 war er Redaktionsmitglied des Magazins „New Yorker“. Sein literarisches Werk umfasst Romane, Erzählungen, Essays und Gedichte. Zu seinen bekanntesten Romanen gehören „Hasenherz“, „Ehepaare“, „Die Hexen von Eastwick“, „Sucht mein Angesicht“. Seine bedeutendsten Auszeichnungen sind der National Book Award, der American Book Award, der Prix Médicis und zwei Pulitzerpreise. John Updike lebt in Massachusetts.

Die Liebe eines Lebens

von Alexa Hennig von Lange

Für mich gibt es kein – und wird es wohl auch nie ein berührenderes Buch über die Liebe geben als „Und ich schüttelte einen Liebling" von Friederike Mayröcker. Sobald ich die ersten Zeilen lese, muss ich schlucken und in mir, dem Leser, bildet sich ein Raum, in dem die ganze Welt Platz hat: „In dem Gesicht stand, dass er, wenn er ein Stück Wiese angeschaut hatte, es immer ein Stück Wiese für ihn gewesen wäre, aber dann habe er die getroffen, die er liebte, und wenn er dann auf ein Stück Wiese geschaut hätte, seien auf dem Stück Wiese Vögel und Schmetterlinge gewesen, die vorher nicht da waren, das also ist Liebe." Mit ihren poetischen, die deutsche Sprache zum Flattern bringenden Sätzen blättert die 1924 in Wien geborene Schriftstellerin das Leben mit all seinen Facetten auf: Sehnsüchte, Erfahrungen, Beobachtungen. Ihre ganz persönliche Geschichte. Dennoch ist es – auf wunderbare Weise – die Geschichte jedes Einzelnen von uns. Die Geschichte der Gemeinschaft. Friederike Mayröcker erzählt auf zutiefst liebevolle, warme Art von der Zeugenschaft, die nur im aufmerksamen, treuen Miteinander entsteht. Sie weiß von der Zärtlichkeit, die in jeder, noch so leichten Berührung zweier Liebenden liegt. Doch nicht zweier Verliebter, die sich bald wieder verlassen. Mit der Macht und Kraft ihrer assoziativen Erzählweise, erweckt sie ihren verstorbenen Lebenspartner Ernst Jandl wieder zum Leben. Ihre gemeinsame Vergangenheit. Alles scheint – nein! – alles ist auf einmal wieder da! Sichtbar, erlebbar, fühlbar! Nicht allein für die Dichterin, für jeden von uns, der dieses Buch aufschlägt und zu lesen beginnt. Sofort flattern sie uns entgegen: Die Notizblätter, auf denen Friederike Mayröcker ihre

Erinnerungen, Träume, Gespräche und Zitate, Eindrücke und Beobachtungen gesammelt hat. Das Aneinanderreiben der kleinen Blättchen, die ureigene Struktur, die aus all diesen erinnerten Fragmenten besteht – die Struktur des Lebens! – wird durch ihren Erzählrhythmus sichtbar. Doch so unmöglich es für jeden von uns ist, sich folgerichtig zu erinnern, so erinnern wir uns mit jeder Erinnerung mehr und mehr, geraten in den Strudel des sehnsüchtig Vermissten, wollen auf den Grund unseres eigenen Daseins tauchen, um uns als Kinder wieder zu begegnen. Wir wollen den Beweis, dass alles bleibt. Es bleibt. Es ist da. Das Leben, die Liebe. Die Kultur der deutschen Sprache. Nichts ist verloren, solange wir uns erinnern, solange es eine Frau wie Friederike Mayröcker, ein Buch wie „Und ich schüttelte einen Liebling" gibt, die uns einen Raum eröffnen, in dem die ganze Welt Platz hat. Eine Spiegelzelle, in der wir uns aufgehoben und geborgen fühlen. Da sind wir. Und durch die kreiselnde Bewegung Friederike Mayröckers Sprache höre ich sie atmen: die bedingungslose Liebe zweier Menschen, die miteinander erlebt und reflektiert haben. Es ist die Liebe eines Lebens. Und wer nicht ahnt, wofür es sich lohnt, ein Leben miteinander zu teilen, der liest es hier und wird schlucken.

Über die Autorin

Friederike Mayröcker kommt am 20. Dezember 1924 in Wien zur Welt. Als Englischlehrerin ist sie an verschiedenen Hauptschulen in Wien ab 1946 tätig, veröffentlicht aber nebenbei schon erste Gedichte in der Avantgardezeitschrift „Der Plan". Neben Gedichten verfasst Mayröcker auch mit Preisen ausgezeichnete Hörspiele, unter anderem in Zusammenarbeit mit Ernst Jandl, den sie 1954 kennen lernt und mit dem sie bis zu dessen Tod im Jahr 2000 zusammenlebt. Seit ihrer Beurlaubung vom Schuldienst 1969 – im Jahr 1977 lässt sie sich schließlich frühpensionieren – lebt Mayröcker als freie Schriftstellerin in Wien. Ihr Werk umfasst neben Lyrik und Hörspielen ebenso Prosatexte und Kinderbücher: Der Gedichtband „Mein Arbeitstirol" (2003), die Hörspielproduktion „Arie auf tönernen Füßen" (1972), die Grafik-Text-Collage „Im Nervensaal" (1983) oder das Kinderbuch „Ich, der Rabe und der Mond" (1981) illustrieren die Bandbreite von Mayröckers experimentellem Schaffen, für das sie mit zahlreichen Preisen, wie 2001 dem Georg-Büchner-Preis, geehrt wird.

Die Autorinnen und Autoren

Artur Becker, *geboren 1968, ist Schriftsteller („Das Herz von Chopin“).*
Joachim Bessing, *geboren 1971, ist Schriftsteller („Wir Maschine“).*
Vasco Boenisch, *geboren 1980, ist bücher-Autor und Theaterkritiker für die Süddeutsche Zeitung.*
Nora Bossong, *geboren 1982, ist Schriftstellerin („Gegend“).*
Jan Drees, *geboren 1979, ist Schriftsteller („Letzte Tage, jetzt“).*
Walter Drechsel, *geboren 1953, ist Berater bei bücher.*
Vito von Eichborn, *geboren 1943, ist Verleger, Gründer und Namensgeber des Eichborn Verlags.*
Sabine Franke, geboren 1970, *ist Lektorin beim Mitteldeutschen Verlag.*
Herbert Genzmer, *geboren 1952, ist Schriftsteller („Gerechtigkeit für Joao Pereira “).*
Alexa Hennig von Lange, *geboren 1973, ist Schriftstellerin („Warum so traurig?“).*
Bertina Henrichs, *geboren 1966, ist Schriftstellerin („Die Schachspielerin“).*
Perik Hillenbach, *geboren 1959, ist bücher-Redakteur und Buchautor („Gebrauchsanweisung für das Ruhrgebiet“).*
Christian Jürgens, *geboren 1969, ist der Herausgeber von bücher.*
Helmut Krausser, *geboren 1964, ist Schriftsteller („Eros“).*
Thomas Lang, *geboren 1967, ist Schriftsteller („Am Seil“).*
Maria Leconte, *geboren 1968, ist bücher-Autorin.*
Uwe Lippik, *geboren 1959, ist bücher-Redakteur.*
Konrad Lischka, *geboren 1979, ist Chefredakteur von bücher.*
Que Du Luu, *geboren 1973, ist Schriftstellerin („Totalschaden“).*
Susanne Mansfeld *ist Journalistin und bücher-Autorin.*
Nils Minkmar, *geboren 1966, ist Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.*
André Mumot *ist bücher-Autor.*
Andrea Neuhaus, *geboren 1973, arbeitet als Literaturwissenschaftlerin an der Universität Mainz und als Kritikerin für die FAZ.*
Eckhart Nickel, *geboren 1966, ist Schriftsteller („Tristesse Royale“) und*

Journalist (zuletzt Chefredakteur der Literaturzeitschrift „Der Freund“).
Jens Poggenpohl, *geboren 1975, ist bücher-Redakteur.*
Marcus Römer *ist bücher-Redakteur.*
Esther Sambale, *geboren 1982, ist bücher-Redakteurin.*
Stefan Volk *ist bücher-Autor.*
Ulrich Woelk, *geboren 1960, ist Schriftsteller („Schrödingers Schlafzimmer“).*
Juli Zeh, *geboren 1974, ist Schriftstellerin („Spieltrieb“).*

Lesebuch

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam hab ich's gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Kapitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.
O Nisami! – doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches, wer löst es?
Liebende, sich wieder findend.

aus: Johann Wolfgang von Goethe,
West-östlicher Divan